1,50 DM / Band 48
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

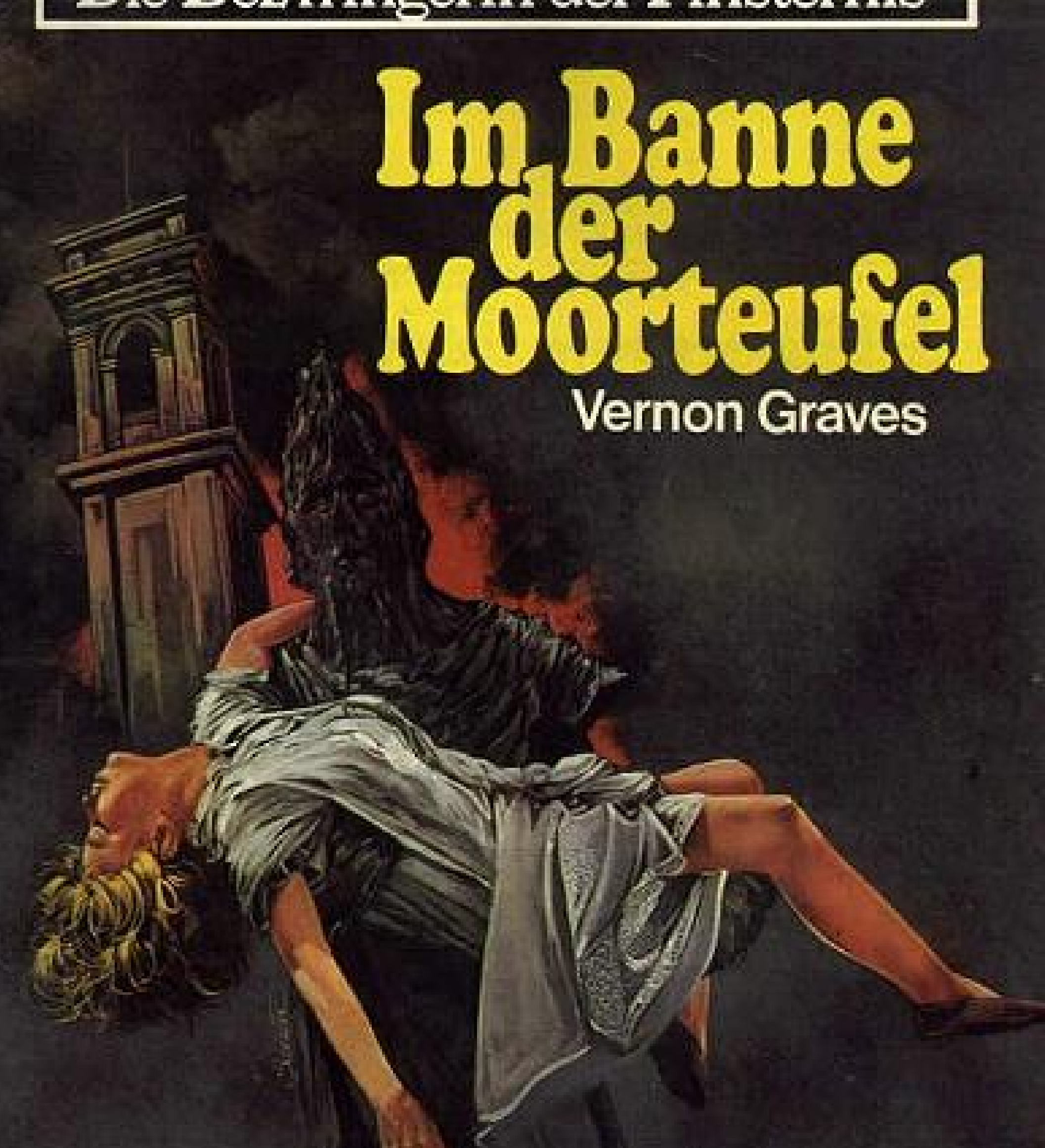
Neuer Roman

# Damona King

Die Bezwingerin der Finsternis

# Im Banne der Moorteufel

Vernon Graves



Belgien F 28 / Frankreich F 3.80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65




# Im Banne der Moorteufel

**Damona King Nr. 48**

*von Hans Wolf Sommer*

*erschienen am 29.12.1980*

*Titelbild von Sahin*

# Im Banne der Moorteufel

**Der Raum war kahl und düster.**

**Schwarzer Samt, verziert mit geheimnisvollen Zeichen und Ornamenten in blutroter Farbe, bedeckte die rohen Wände und die niedrige Decke. Ein paar blakende Kerzen, die in den vier Ecken aufgestellt waren, verbreiteten mattes, flackerndes Licht. Edward Flynn kauerte im Zentrum des Raums, die Arme vor der Brust verschränkt, die Beine gekreuzt. Genau vor ihm, mit schwarzer Kreide auf die Steinplatten des Bodens gemalt, befand sich ein Pentagramm. In jedem der fünf Strahlenfelder des Drudenfußes stand eine Schale mit Räucherwerk. Mit geschlossenen Augen saß Edward Flynn da. Kein Muskel regte sich in seinem hageren, wachsbleichen Gesicht. Alle seine Gedanken waren auf das große Ziel gerichtet, das er sich schon seit langem gesetzt hatte. Gleich würde er den Satan anrufen…**

Nachdem er sich noch eine Weile konzentriert hatte, kam Bewegung in Edward Flynn. Er öffnete die Augen und holte tief Luft. Dann griff er in die Tasche und holte eine Schachtel Streichhölzer hervor.

Er riß eins der Hölzer an. Zischend züngelte die kleine Flamme hoch. Mit ihrer Hilfe entzündete Flynn das Räucherwerk in den silbernen Opferschalen.

Sofort machte sich ein betäubender Geruch im Raum breit. Beißender Rauch stieg aus den Schalen empor, drang Edward Flynn in Nase, Mund und Augen. Der Mann spürte ein Würgen im Hals, und seine Augen tränten. Aber er ließ sich dadurch in keiner Weise beirren. Entschlossen griff er nach dem dickleibigen, in abgegriffenes Leder eingefaßten Buch, das neben ihm auf dem Boden lag.

Das Buch war alt, sehr alt sogar. Es stammte aus dem sechzehnten Jahrhundert, und der Zahn der Zeit hatte unerbittlich an Einband und Seiten genagt. Das Papier war gelb und brüchig geworden. Die kunstvoll geschwungenen Buchstaben des Textes waren verblichen und kaum noch leserlich. Dennoch hatte Edward Flynn es geschafft, diesen zu entziffern, obwohl er in Latein verfaßt war. Als Philologe beherrschte er die lateinische Sprache.

Flynn klappte den Folianten auf. Die schwarzmagische Beschwörungsformel, die der Alchimist Agricola seinerzeit niedergeschrieben hatte, drängte sich in sein Blickfeld.

Einen Augenblick zögerte Edward Flynn noch. Anwandlungen von Furcht überkamen ihn. Durfte er es wirklich wagen, den Herrn der Finsternis anzurufen? Er war ein erbärmlicher kleiner Sterblicher, den der Höllenfürst mit einem Augenblinzeln vernichten konnte, wenn er das wollte. Aber bestand diese Gefahr wirklich?

Wenn man Agricola Glauben schenken konnte – und es lag kein Grund vor, dies nicht zu tun – dann war der dunkle Herrscher immer daran interessiert, die Heerscharen seiner ergebenen Diener zu vermehren. Warum sollte er also auf sein, Flynns, untertänigstes Begehren mit Ablehnung oder gar höllischem Zorn reagieren?

Das momentane Gefühl der Unsicherheit fiel wieder von Edward Flynn ab. Verdammt noch mal, er hatte sich doch längst entschlossen, den großen, entscheidenden Schritt zu tun. Schluß mit dem eintönigen, freudlosen Alltagsleben, das er jahrein, jahraus zu führen gezwungen war. Die Getreuen des Höllenfürsten genossen Privilegien, die ihr irdisches Dasein zu einer wahren Wonne machten. Und wenn sie ihre Seele auch der Finsternis verschrieben – na und?

Flynns Augen, die sekundenlang ins Leere gestarrt hatten, wandten sich wieder dem Buch des Alchimisten zu. Er konzentrierte sich auf die altertümlichen Buchstaben. Dann murmelten seine Lippen die überlieferte Beschwörungsformel.

Dreimal wiederholte Edward Flynn die magischen Worte voller

Inbrunst. Danach schwieg er, sehnsüchtig und erwartungsvoll.

Nichts geschah. Der Rauch aus den Opferschalen stieg nach wie vor zur Decke empor, diffus und konturenlos. Agrícolas Versicherung, daß sich aus dem Rauch die Gestalt des Höllenfürsten herausschälen würde, erfüllte sich nicht.

Und Edward Flynn ahnte auch, warum sich der Herr der Finsternis nicht gezeigt hatte. Wahrscheinlich waren ihm die Opfergaben zu gering gewesen. Er hatte das einfache Räucherwerk verschmäht.

Flynn wartete noch ab, bis das Räucherwerk ganz verbrannt war und sich der Rauch im Raum verflüchtigt hatte. Dann erhob er sich enttäuscht. Die Beschwörungszeremonie hatte keinen Erfolg gebracht. Er war kläglich gescheitert.

Wenig später verließ Flynn sein Haus, um seinen Ärger im Gasthaus mit Alkohol zu betäuben.

***

Luther O'Malley hatte Hunger, unverschämten Hunger sogar. Mehr als vierundzwanzig Stunden waren vergangen, seit er sich bei der Heilsarmee in Perth zum letzten Mal richtig den Bauch vollgeschlagen hatte. Dünne Gerstensuppe zwar nur, aber für seinen Magen war es dennoch ein echtes Freudenfest gewesen. Inzwischen gehörte die Suppe jedoch längst der Vergangenheit an.

Es gibt keine Liebe mehr unter den Menschen, dachte O'Malley, als er die Main Street von Blairgowrie hinunterschlurfte. Es war wohl ein Fehler gewesen, daß er sich entschlossen hatte, in die Highlands zu gehen. Leute wie er waren in einer Großstadt wie Glasgow oder auch Edinburgh besser aufgehoben. Da gab es doch immer wieder mitleidige Seelen, die einem armen Kerl ein paar Pennies zusteckten. Hier jedoch in den Bergen… Die Kargheit der Landschaft schien die Herzen der Bewohner verhärtet zu haben. Böse-Blicke und gemurmelte Verwünschungen, mehr hatten sie nicht für ihn übrig.

Abendliche Dunkelheit hatte sich über die kleine Stadt in den Grampian Mountains gesenkt. Die Lichter in den Häusern waren angegangen, und in den Wohnstuben brannten die Kamine, um die für die Jahreszeit bereits empfindliche Kühle fernzuhalten.

Luther O'Malley fröstelte. Mit äußerstem Mißbehagen dachte er an die kommende Nacht. Wie es aussah, würde es in Blairgowrie kein warmes Plätzchen für ihn geben. Wenn kein Wunder geschah, war er dazu verurteilt, irgendwo im Freien zu nächtigen. Durchaus möglich, daß er sich dabei den Tod holte. Ohnehin waren seine Lungen nicht mehr so ganz in Ordnung. Das verdächtige Rasseln, das ihm in den letzten Wochen aufgefallen war, ließ das Schlimmste befürchten.

Ein Schild erweckte O'Malleys Aufmerksamkeit.

DRUNKARD'S INN Ein Gasthaus, in dem es zu essen und zu trinken

gab. Und in dem es warm und gemütlich war.

Sehnsüchtig hing O'Malleys Blick an der Buntglastür des Wirtshauses. Sie war so nah und gleichzeitig doch so fern. Für einen Mann wie ihn jedenfalls.

Dann jedoch, als O'Malley Drunkard's Inn bereits mehrere Schritte hinter sich gelassen hatte, blieb er abrupt stehen.

Was, zum Teufel, hatte er eigentlich zu verlieren?

Nichts, gab er sich selbst die Antwort. – Wenn er jetzt in die Kneipe hineinging und es sich gutgehen ließ, ohne dafür zu bezahlen, würde der Wirt selbstverständlich die Polizei holen. Und dann?

Well, man würde ihn einsperren, da gab es gar keine Frage. Das aber schreckte ihn nicht im mindesten. Gastspiele in engen Gefängniszellen hatte er schon zigmal in seinem Leben gegeben. Und wenn er so an die nächtliche Kühle dachte, dann hatte der Aufenthalt im Loch sogar etwas ausgesprochen Verlockendes an sich.

Luther O'Malley zögerte nicht länger. Kurz entschlossen drehte er sich auf dem Absatz um und ging zurück. Ein paar Augenblicke später betrat er das Gasthaus.

Es war nicht allzuviel los in Drunkard's Inn. In einer Ecke saßen mehrere ältere Männer zusammen und beschäftigten sich lautstark mit einem Würfelbecher. Außerdem waren nur zwei weitere Tische besetzt – von Männern, die aussahen wie Vertreter oder kleine Geschäftsreisende. Hinter dem Tresen stand ein kleiner, fetter Glatzkopf und blickte mißmutig in die Runde. Seine Miene hellte sich kein bißchen auf, als er des neuen Gastes ansichtig wurde. Im Gegenteil, sie wurde eher noch mißmutiger.

O'Malley ließ sich dadurch nicht beeindrucken. Er strebte auf einen freien Tisch zu, zog seinen schäbigen Mantel aus und hängte ihn an den Garderobenständer. Anschließend rückte er sich einen Stuhl zurecht und nahm Platz.

Er brauchte nicht lange zu warten. Der kleine Glatzkopf löste sich vom Tresen und kam zu ihm herüber.

»Ja?« fragte er unfreundlich. Seine Augen huschten über die abgetragene und auch keineswegs besonders saubere Kleidung des Gastes.

Ohne mit der Wimper zu zucken, hielt Luther O'Malley dem mißtrauischen Blick stand. Aus Erfahrung wußte er, daß man in solchen Situationen ja keine Unsicherheit zeigen durfte.

»Ein Steak«, sagte er und spürte dabei, wie ihm das Wasser im Mund zusammenlief. »Schön rosa und wehn's geht mit ein paar Pfefferkörnern, ja?«

»Sonst noch was?«

»Ja«, nickte O'Malley, »ein großes Ale. Das können Sie mir schon bringen, bevor das Steak fertig ist.«

Der Wirt verschränkte die Arme vor der Brust. Er machte keine Anstalten, zum Tresen zurückzukehren.

»Sagen Sie mal, Freundchen«, meinte er, »können Sie Ihre Bestellung eigentlich bezahlen?«

»Na, hören Sie mal!« entrüstete sich O'Malley.

»Okay, dann tun Sie's!«

»Was?«

»Zahlen!« Der Wirt streckte unmißverständlich die Hand aus.

»Drei Pfund achtzig.«

Shit! dachte Luther O'Malley.

Er hatte einen einzigen Penny in der Tasche. Damit konnte er den Glatzkopf ganz bestimmt nicht täuschen.

»Na?« drängte der und grinste schief. »Willst du nicht oder kannst du nicht, Freundchen?«

O'Malley wußte, daß er verloren hatte. Der Wirt duzte ihn bereits.

Das sagte eigentlich schon alles. Trotzdem nahm er den Rest seiner Würde zusammen und versuchte mit gesetzten Worten, dem Wirt klarzumachen, daß er es nicht nötig hatte, sich mit irgendwelchen hergelaufenen Pennern in einen Topf werfen zu lassen.

»Du bist ein hergelaufener Penner!« sagte der Wirt. »Ich aber führe hier kein Pennerasyl. Und deshalb… Hau ab, Freundchen! Und zwar sofort.«

Erneut wollte O'Malley Widerspruch einlegen, kam aber gar nicht mehr dazu.

Blitzschnell hatte sich der Glatzkopf vorgebeugt und ihn am Kragen seines geblümten Hemds gepackt. Der verschlissene Stoff riß, als ihn der Wirt mit erstaunlicher Kraft hochzog. Ehe es sich O'Malley richtig versah, fühlte er sich quer durch die ganze Schankstube zur Tür gezerrt, von den belustigten Blicken der übrigen Gäste begleitet. Die Tür flog auf, ein kräftiger Stoß, und er fand sich im Staub der Straße wieder.

Scham durchrieselte Luther O'Malley. Am liebsten wäre er einfach liegengeblieben, wo er lag, und gestorben. Er fand nicht einmal die innere Kraft, gegen die entwürdigende Behandlung zu protestieren.

Mit tränenden Augen blickte er auf den Wirt, der in der Tür des Gasthauses stand und ihn breit angrinste.

»Laß dich hier nicht wieder blicken, du mieser Penner«, schimpfte er und verschwand im Inneren seines Lokals.

Ein paar Augenblicke später war er wieder da, O'Malleys Mantel in der Hand.

»Hier, vergiß deinen lausigen Fetzen nicht!«

Er knüllte den Mantel zusammen wie eine Zeitung und schleuderte ihn zu O'Malley hinüber.

»Noch 'nen guten Ratschlag, Freundchen« rief er. »Du solltest

schnellstens machen, daß du aus Blairgowrie verschwindest. Typen wie dich mögen wir hier gar nicht.«

Mühsam rappelte sich Luther O'Malley hoch. Er war unglücklich gefallen, hatte sich irgendwie am Knie verletzt. Als er wieder auf den Füßen stand, knickte ihm das rechte Bein weg.

O'Malley biß sich auf die Lippen. Langsam war es ihm egal, wie peinlich die Situation war und wie lächerlich er wirken mußte. Wut stieg in ihm auf, eiskalte Wut.

Der Teufel sollte den Wirt holen. Ihn und sämtliche anderen Einwohner Blairgowries, die sich über ihn lustig machten. Wenn er ein paar Jahre jünger wäre…

Aber er war nicht mehr jung. Er war ein Mann, der seine besten Jahre längst hinter sich hatte. Seine Muskeln hatten ihre Kraft verloren, und die Knochen waren alt und morsch. Es hatte keinen Zweck, sich etwas vorzumachen. Er war machtlos gegen die Demütigungen, die man ihm antat. Er konnte sich nicht dagegen zur Wehr setzen.

Müde und verbittert hinkte Luther O'Malley davon.

***

»Sie sind dran, Herr Lehrer!«

McCord, der Friseur von Blairgowrie, schob Edward Flynn den Würfelbecher über die Tischplatte hinüber.

Aber Flynn hatte jetzt kein Interesse mehr an den Würfeln. Seine Überlegungen gingen in eine ganz andere Richtung. Der Landstreicher, den Fred Collins gerade aus der Gaststube geworfen hatte, hatte einen wahnwitzigen Gedankengang in ihm freigesetzt.

»Also, was ist?« drängte der Friseur. »Keine Lust mehr? Dabei haben Sie doch erst drei Runden verloren!« Er lachte hämisch und griff nach seinem Whiskyglas.

Edward Flynn ließ sich nicht provozieren.

»Tut mir leid, McCord«, antwortete er. »Gleich gibt es im Fernsehen eine interessante Diskussion, die ich mir unbedingt ansehen will. Vielleicht komme ich anschließend noch mal wieder.«

Er winkte Collins, der gerade von der Tür zurückkam.

»Zahlen!«

Der Wirt trat an den Tisch. »Sie wollen schon gehen, Herr Lehrer? Ich hoffe, der abgerissene Herumtreiber hat Ihnen nicht den Appetit am Whisky verdorben!«

Flynn schüttelte den Kopf. »Keineswegs. Eher trifft das Gegenteil zu. Die Art und Weise, in der Sie mit dem armen Kerl umgesprungen sind, hat mir gar nicht gefallen.«

»Sie meinen…«

»Landstreicher sind auch Menschen. Sie wären bestimmt nicht

gestorben, wenn Sie dem alten Mann eine kostenlose Mahlzeit gegeben hätten. Von Christenpflicht haben Sie wohl auch noch nie was gehört, wie?«

Während ihn der Wirt verblüfft mit offenem Mund anstarrte, holte er ein paar Pfundnoten aus der Tasche und legte sie auf den Tisch.

»Wiedersehen, die Herren.«

Er nickte den Würfelbrüdern kurz zu und ging dann gemessenen Schrittes zur Tür. Am liebsten wäre er gelaufen, aber das hätte doch zu dumm ausgesehen. Ruhig und beherrscht öffnete er die Tür und trat auf die Straße hinaus.

Er blinzelte ein bißchen, um sich nach der hell erleuchteten Gaststätte auf die Dunkelheit einzustellen, die draußen herrschte.

Wo war der Landstreicher geblieben?

Flynn blickte nach links, blickte nach rechts.

Ja, dort war der Mann. Er hatte sich erst wenige Yards von Drunkard's Inn entfernt und strebte mit schleppenden Schritten dem südlichen Ortsausgang zu.

Das trifft sich gut, dachte Flynn. In dieser Richtung lag auch sein Haus.

Er hatte jetzt Zeit, brauchte nichts zu überstürzen. Es war sogar gut, wenn er dem Penner einen gewissen Vorsprung ließ. Schließlich brauchte nicht jeder zu sehen, daß er den Mann ansprach.

Diesen Überlegungen folgend, blieb Flynn zunächst in der Tür des Gasthauses stehen. Er förderte eine Packung Zigaretten zutage und entzündete umständlich einen der Glimmstengel. Dabei behielt er seine Umgebung jedoch aufmerksam im Auge.

Wie immer war nicht viel los in Blairgowrie, was besonders auf die Abendstunden zutraf, wenn die Geschäfte geschlossen hatten.

Kaum jemand hielt sich auf der Straße auf. Die Bürger saßen in ihren Living-rooms und glotzten in die Röhre. Zu mehr waren sie in ihrer grenzenlosen Einfalt gar nicht fähig. Wieder einmal verfluchte Edward Flynn sein Schicksal, das ihn ausgerechnet in ein so trübes Kaff wie Blairgowrie verschlagen hatte. Für einen Mann mit seiner Intelligenz und seinen Fähigkeiten war das genauso, als hätte man ihn lebendig begraben.

Flynn verscheuchte die deprimierenden Gedanken. Noch war nicht alles verloren, noch bestand Hoffnung, daß sich die Dinge zum Guten wandelten.

Zum Bösen, berichtigte er sich im stillen und lächelte dabei grimmig. Vielleicht konnte ihm der alte Landstreicher dazu verhelfen, sein Ziel doch noch zu erreichen.

Es wurde Zeit…

Edward Flynn setzte sich in Bewegung, ging dem Penner nach, den die Dunkelheit inzwischen verschluckt hatte. Kräftig schritt er aus. Er

wollte nicht riskieren, den Anschluß zu verlieren.

Diese Gefahr bestand jedoch nicht. Schon nach wenigen Augenblicken tauchte der Landstreicher wieder in seinem Blickfeld auf. Wie ein Todkranker schlurfte der alte Mann vor ihm her, nach vorn übergebeugt und ein Bein nachziehend.

Im nächsten Moment war Flynn auf gleicher Höhe mit ihm. Der Alte nahm zunächst überhaupt keine Notiz von ihm. Starr hielt er die Augen auf den Boden gerichtet, während er sich mühsam vorwärtsschleppte. Erst als Flynn mehrere Häuser weit an seiner Seite blieb, wandte er den Kopf zur Seite.

Im matten Lichtschein der vereinzelt stehenden Straßenlaternen konnte Edward Flynn sein Gesicht gut erkennen, das er sich vorhin in Drunkard's Inn gar nicht so genau angesehen hatte. Es war ein verbrauchtes, faltiges Gesicht, das viel älter wirkte, als der Mann vermutlich an Jahren zählte. Zweifellos hatte das Leben dem Penner übel mitgespielt. In den Augen lag ein unendlich müder, hoffnungsloser Ausdruck.

Du verlierst nicht viel, wenn du dein Leben verlierst, Alter, dachte Flynn. Und irgendwie beruhigte ihn dieser Gedanke und brachte eine warnende innere Stimme zum Schweigen.

Flynn räusperte sich und setzte ein freundliches Lächeln auf, das sogar ziemlich überzeugend wirkte.

»Sie haben Hunger, nicht wahr?« fragte er.

Der Landstreicher verzog das Gesicht. »Das kümmert Sie?« gab er bitter zurück.

»Ja, das kümmert mich«, sagte Edward Flynn. Dann fügte er wie erklärend hinzu: »Ich habe gesehen, wie grob Sie der Wirt des Gasthauses behandelte. Es tut mir leid!«

»Mir auch«, murmelte der Alte, »mir auch.«

Er war kurz stehengeblieben, ging aber mittlerweile wieder weiter.

Flynn paßte seine Schritte denen des anderen Mannes an. »Was halten Sie davon, wenn ich Sie zum Essen einlade, Mister?« fragte er nach einer kurzen Weile.

Der Landstreicher schluckte. »Das… meinen Sie im Ernst?«

»Natürlich. Ich würde es sozusagen als kleine Wiedergutmachung betrachten. Damit Sie Blairgowrie nicht in allzu schlechter Erinnerung behalten.«

Der alte Mann strahlte über das Gesicht. »Das ist riesig nett von Ihnen, Mister! Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll.« Dann verdüsterte sich seine Miene erneut. »Aber glauben Sie, daß mich dieser Wirt überhaupt noch mal in sein Lokal…«

»Aber nein«, unterbrach ihn Flynn, »es war nicht meine Absicht, in Drunkard's Inn zurückzukehren. Dieser Peinlichkeit möchte ich Sie nicht aussetzen. Sie kommen natürlich mit mir nach Hause. Noch ein

paar hundert Yards, dann sind wir da.«
»Vielen Dank, vielen Dank!«
Den weiteren Weg setzten die beiden Männer schweigend fort.
Schnell näherten sie sich dem Haus Edward Flynns, das in einer kleinen Seitenstraße am Ortsrand lag.
Die Menschen, die ihnen begegneten, waren an den Fingern einer Hand abzuzählen. Keiner von ihnen achtete auf Flynn und den alten Landstreicher.
Nicht viel später war das Haus erreicht. Es handelte sich um einen zweistöckigen, freistehenden Fachwerkbau, den Edward Flynn seit dem Tode seiner Frau allein bewohnte. Bis vor einiger Zeit war zweimal in der Woche eine Putzfrau gekommen, um den Junggesellenhaushalt ein bißchen auf Vordermann zu bringen. Seit sich Flynn jedoch mit dem Studium der Schwarzen Magie beschäftigte, konnte er keine Fremden mehr im Haus brauchen.
Schnell schloß der Lehrer die Haustür auf und drängte den alten Mann in die Diele. Dabei blickte er sich unauffällig nach allen Seiten um. Von seinen Nachbarn zeigte sich niemand. Er konnte also mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, daß kein Mensch etwas von der Anwesenheit des Penners wußte.
Flynn schlüpfte selbst in den Flur und machte die Haustür hinter sich zu. Dabei vergaß er auch nicht, von innen den Riegel vorzuschieben.
»Kommen Sie«, forderte er seinen Gast auf.
Er machte Licht und geleitete den Mann in den Living-room.
»Setzen Sie sich, Mister… Ich kenne noch nicht einmal ihren Namen.«
»O’Malley«, sagte der Landstreicher, »Luther O’Malley.«
»Ire?«
»Ja! Und ich wollte, ich hätte die Insel niemals in meinem Leben verlassen.«
»Kann ich Ihnen nachfühlen«, nickte Flynn. »Sie haben noch Freunde und Verwandte in Irland?«
Er hoffte, daß dem Alten der lauernde Unterton in seiner Stimme nicht aufgefallen war.
»Nein«, erwiderte O’Malley und seufzte dabei. »Ich habe keinen Menschen mehr auf dieser Welt.«
Genau das hatte Edward Flynn hören wollen. Kein Hahn würde also nach dem Penner krähen, wenn er nicht wieder auftauchte. Ein besseres Opfer hätte er gar nicht finden können.
Während O’Malley den ihm angebotenen Platz am Wohnzimmertisch einnahm, ging Flynn zum Fenster und schloß die Holzläden.
»Kann es auf den Tod nicht leiden, wenn mir einer beim Essen auf den Teller glotzt«, sagte er wie entschuldigend.
Dazu nickte der Landstreicher nur stumm. Kein bißchen Mißtrauen

wurde in ihm wach. Und wie sollte er auch mißtrauisch sein, ahnte er doch nicht das geringste.

»Ich bin kein besonders guter Koch«, sagte Flynn im Plauderton.

»Aber ich will trotzdem hoffen, daß ihnen mein Irish Stew schmeckt. Ich habe es heute mittag bereits zubereitet.«

Ein Grinsen huschte über das faltige Gesicht des Landstreichers.

»Wenn Sie wüßten, was ich schon alles gegessen habe… Ich bin überzeugt davon, daß Ihr Stew ganz hervorragend ist.«

Flynn nickte ihm zu und ging dann in die Küche.

Was er gesagt hatte, stimmte sogar. Er hatte tatsächlich noch mehr als die Hälfte des selbstgekochten Mittagessens übrig. Nachdem er den Herd angestellt hatte schob er den Topf mit dem Stew auf die Platte.

Anschließend verließ er auf leisen Sohlen die Küche und schlich ins Schlafzimmer. Dort entnahm er der Schublade des Nachttischs ein Röllchen mit Schlaftabletten und kehrte in die Küche zurück.

Wenig später war das Stew heiß. Flynn machte zwei Teller voll, einen für sich, einen für den Penner. Dann schüttete er den Inhalt des Röllchens, das noch fast halb voll war, in ein Glas, gab ein bißchen heißes Wasser dazu und löste die Schlaftabletten darin auf. Danach mischte er das Zeug unter O'Malley's Stew und rührte gut um.

Bevor er ins Wohnzimmer ging, nahm er eine kleine Geschmacksprobe vor. Sie fiel positiv aus. Er merkte nichts davon, daß mit dem Eintopf etwas nicht in Ordnung war.

Wenig später servierte er seinem Opfer das Stew.

»Guten Appetit«, wünschte er und begann selbst zu essen. Mit wahrem Heißhunger fiel der Penner über die Mahlzeit her. Wie es aussah, hatte er seit Tagen nichts in den Magen bekommen.

»Schmeckt wirklich ganz ausgezeichnet«, sagte er zwischen zwei Löffeln. »Selten etwas so Gutes gegessen in letzter Zeit!«

»Freut mich«, sagte Flynn.

Schließlich konnte man von einer Henkersmahlzeit auch erwarten, daß sie schmeckte.

Schnell, sehr schnell hatte Luther O'Malley seinen Teller geleert.

»Noch einen Nachschlag?« erkundigte sich Flynn.

Der Landstreicher blinzelte, gähnte.

»Verzeihung, ich… ich fühle mich auf einmal so unendlich müde. Weiß gar nicht, woher …«

Ein paar Sekunden später fiel ihm der Kopf auf die Brust. Er war eingeschlafen.

Edward Flynn lächelte triumphierend.

***

»Ah, endlich wieder zu Hause«, sagte Mike Hunter, als er den Porsche auf dem Schloßhof von King's Castle zum Stehen brachte. Er stellte

den Motor ab und löschte das Licht der Scheinwerfer.

Damona King konnte ihm nur zustimmen. In jüngster Zeit hatten sie und ihr Freund ziemlich aufreibende Tage hinter sich gebracht.

Mike's Abenteuer in der Welt der Moordrohr, ihre Kämpfe gegen die Machenschaften der Blutgötter – all dies hatte viel Kraft und Nerven gekostet. Und dann war da ja auch noch der King Konzern gewesen, um dessen Geschicke sie sich in ihrer Eigenschaft als Chefin und Generalbevollmächtigter kümmern mußten. Gerade jetzt kehrten sie von einer anstrengenden geschäftlichen Konferenz zurück, die in London stattgefunden hatte. Die Ruhe und Beschaulichkeit des schottischen Hochlands würde ihnen guttun.

Die beiden verließen den Wagen und gingen zum Hauptgebäude des Schlosses hinüber. Henry, der Butler und die gute Seele von King's Castle, erwartete sie bereits.

»Ich habe einen kleinen Abendimbiß vorbereitet«, sagte er nach der Begrüßung.

Der Gute vergaß niemals etwas. Der Imbiß war wie alles, was er machte, hervorragend. Er schmeckte Damona und Mike besser als die kulinarischen Leckerbissen, die sie bei den Verhandlungen in London gereicht bekommen hatten.

Nach dem Essen zogen sich die beiden in die Bibliothek von King's Castle zurück. Natürlich hatte Henry dafür gesorgt, daß das Kaminfeuer bereits brannte. Wärme und Behaglichkeit empfingen sie. Noch ahnten Damona und Mike nicht, daß die wohlige Atmosphäre sehr schnell in Grauen und Schrecken umschlagen sollte…

***

An Händen und Füßen gefesselt lag Luther O'Malley im Zentrum des Pentagramms. Die Wirkung des Schlafmittels hielt noch an.

Nach wie vor schlief er tief und fest. Er hatte nichts davon mitbekommen, was Edward Flynn mit ihm machte. Dessen anfängliche Befürchtungen, daß die Dosis des Schlafmittels zu stark gewesen war und der Landstreicher gar nicht mehr zu sich kam, würden sich jedoch nicht bewahrheiten.

Jetzt regte sich der alte Mann langsam. Seine Glieder zuckten leicht, die Lider flatterten. Ein paar Augenblicke später schlug er die Augen auf.

Zuerst begriff er gar nicht, was los war. Krampfhaft versuchte er, sich zu erheben, bis er merkte, daß dies nicht möglich war. Höchstes Erstaunen spiegelte sich in seiner Miene wider.

Edward Flynn, der außerhalb des Pentagramms stand, beobachtete ihn aufmerksam. Er war erleichtert darüber, daß der Penner das Bewußtsein wiedererlangt hatte. Ein Opfer, das sich seiner Rolle nicht bewußt war, würde seinen Zweck nicht erfüllen.

»Geben Sie sich keine Muhe, O'Malley«, sagte er. »Sie kommen nicht los.«

Der Kopf des Landstreichers ruckte herum. Er hatte Flynn bisher noch gar nicht gesehen, denn das schwache Flackerlicht der Kerzen erhellte den düsteren Kellerraum nur sehr unbefriedigend.

Erst jetzt wandelte sich das Erstaunen im Gesicht O'Malleys langsam in Erschrecken.

»Was… was hat das zu bedeuten?« fragte er mit stockender, belegter Stimme. »Ich … ich verstehe nicht …«

»Ich gebe zu, daß es schwer zu verstehen ist. Aber es sieht so aus, als ob Sie ein bißchen zu vertrauensselig gewesen sind. Sie sind mir wie eine Maus in die Falle gegangen.«

»Falle?«

»Ganz recht.«

Trotz seiner Fesseln gelang es O'Malley jetzt, sich mühsam in eine sitzende Stellung zu bringen. Er schüttelte heftig den Kopf. Aus Unverständnis über seine Situation oder vielleicht auch, um die Schläfrigkeit zu vertreiben, die noch in ihm nachwirkte.

»Was… wollen Sie von mir?« fragte er heiser. »Ich besitze keinen Penny und bin auch sonst …«

Edward Flynn lachte. »Ich habe Sie ganz bestimmt nicht wegen Ihres Geldes in meine Gewalt gebracht.«

»Son… Sondern?«

Flynn machte eine Armbewegung. »Fällt Ihnen in diesem Raum nichts auf?«

»Ein… seltsamer Raum.«

»Dieser Raum ist den Mächten der Finsternis geweiht«, sagte Edward Flynn feierlich. »Und Sie sind dazu bestimmt, zu Ehren dieser Mächte zu sterben!«

Im Gesicht des Landstreichers zuckte es. »Sie… Sie wollen mich umbringen?«

»Umbringen ist nicht der richtige Ausdruck«, antwortete Flynn.

»Ich werde Sie den Mächten der Finsternis zum Opfer darbringen. Dann wird mein Ruf auch erhört werden!«

Luther O'Malley begriff jetzt endgültig, in welcher Situation er sich befand. Er begann an seinen Stricken zu zerren, als spüre er das Opfermesser bereits an seiner Kehle. Aber seine Bemühungen führten zu nichts. Er hatte keine Chance, sich zu befreien.

»Hilfe!« schrie er so laut, wie er nur konnte. »Hilfe!«

»Das können Sie sich sparen«, sagte Edward Flynn kalt. »Die Mauern sind sehr solide. Niemand wird sie hören.«

Die Augen des Landstreichers flackerten.

»Damit kommen Sie nicht durch«, stieß er hervor. »Bestimmt hat jemand gesehen, daß Sie mich mit in Ihr Haus genommen haben. Und

wenn ich nicht wieder auftauche…«
»Ich bezweifle, daß uns jemand gesehen hat«, unterbrach ihn Flynn. »Und selbst wenn – ich werde es nicht abstreiten. Ich habe Ihnen aus mildtätigen Gründen eine warme Mahlzeit zukommen lassen, und dann sind Sie wieder gegangen. Wer will mir das Gegenteil beweisen? Und wer fragt überhaupt nach einem hergelaufenen Kerl wie Ihnen?«
»Sie… sind wahnsinnig«, keuchte der Landstreicher. »Lassen Sie mich sofort hier raus!«
Edward Flynn ersparte sich eine Antwort auf diese Forderung.
Und er kümmerte sich auch nicht weiter um die ebenso verzweifelten wie aussichtslosen Anstrengungen O'Malleys, sich zu befreien.
Genug geredet jetzt. Es wurde Zeit, mit der Zeremonie zu beginnen.
Er trat an die frisch gefüllten Silberschalen heran und entzündete das Räucherwerk. Diesmal waren die Spezereien nicht das Opfer selbst, sonder nur eine Beigabe, wie es der alte Brauch erforderte.
Mit irrem Blick verfolgte Luther O'Malley sein Tun. Der Mann hatte begriffen, daß die Zeit des Redens vorbei war, daß es nun ernst für ihn wurde. »Bitte«, flehte er, »lassen Sie mich doch…«
Edward Flynn hörte gar nicht zu. Und auch der wahnsinnige Schrei, den der Landstreicher ausstieß, als er das Messer in seiner Hand sah, drang ihm gar nicht ins Bewußtsein. Voll auf seine Aufgabe konzentriert, sprach er die magische Einleitungsformel, die er Silbe für Silbe auswendig kannte. Dann hob er den Opferdolch.
Als O'Malley ganz still im Zentrum des Pentagramms lag, kauerte Edwar Flynn nieder und rief mit Hilfe von Agricolas Buch den Herrn der Finsternis an.
Dreimal sprach er die beschwörenden Worte. Dann wartete er auf den großen Augenblick.
Gebannt blickte er auf den Rauch der Spezereien, der aus den Silberschalen aufstieg und über dem Opfer zusammenströmte. Wild tanzten die grauen Schwaden hin und her, chaotisch und vollkommen formlos.
Scheinbar…
Auf einmal jedoch änderte sich das Bild. Die Rauchschwaden drängten sich immer dichter zusammen, wurden zu einer kompakten Wolke.
Sofort erkannte Edward Flynn, daß dies keine natürliche Ursache haben konnte. Das Wirken lenkender Kräfte war unverkennbar.
Er hielt den Atem an. Heftig pulste das Blut in seinen Adern.
Schweiß trat ihm auf die Stirn, und er konnte nicht vermeiden, daß er vor Erregung zitterte. Daß er sich die Unterlippe blutig biß, merkte er gar nicht.
Die Rauchwolke nahm Konturen an, verwandelte sich in eine neblige Kugel aus der amorphe Gliedmaßen herauszuzucken schienen ähnlich

den Tentakeln eines Kraken.

Und auch die Farbe des Rauchs veränderte sich. Aus dem milchigen Grau wurde ein blasses Rosa, das immer mehr an Intensität gewann, dann ins Rote hinüberwechselte und schließlich eine tiefdunkle Färbung annahm. Edward Flynn konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß dort ein riesiger Blutstropfen in der Luft hing.

Und dann zerplatzte der Blutstropfen plötzlich. An seine Stelle trat, von einem Sekundenbruchteil zum anderen, eine blitzende, grelle Lichterscheinung, eine Gestalt aus purem Licht, wie es zuerst aussah.

Geblendet schloß Edward Flynn die Augen.

Sein Herz klopfte zum Zerspringen. Er hatte es geschafft. Es war

… jemand gekommen.

Der Herrscher der Finsternis?

Kaum wagte Flynn die Augen wieder zu öffnen. Furcht vor dem Unheimlichen, vor dem eigentlich Unfaßbaren kroch ganz langsam in ihm hoch. Mit aller innerer Kraft, der er fähig war, kämpfte er die aufflackernde Angst nieder und machte die Augen auf.

Jetzt wurde ihm klar, daß er sich gerade getäuscht hatte. Die Lichterscheinung verkörperte nicht die Gestalt selbst. Das grelle Licht war lediglich eine Art Schild, hinter dem sich die aus der jenseitigen Dimension erschienene Wesenheit verbarg. Die gleißenden Strahlen sorgten dafür, daß die äußere Erscheinung der Wesenheit nicht eindeutig zu erkennen war. Mal sah die geheimnisvolle Gestalt aus wie ein Mensch, dann wieder wie ein fleischgewordener monströser Alptraum, der jeder Beschreibung trotzte.

Und dann hörte Edward Flynn auf einmal eine Stimme, die wie gedämpftes Donnergrollen klang. Begleitet wurde die Stimme von einem Hauch eisiger Luft, die ihn förmlich erstarren ließ.

»Ich habe deinen Ruf vernommen, Erdenwurm!«

Im ersten Moment war Flynn gar nicht fähig, zu antworten. Mehrmals öffnete er den Mund, bekam jedoch keinen Laut hervor. Nur ein unartikuliertes Ächzen löste sich von seinen zitternden Lippen.

»Antworte, Erdenwurm!«

Gewaltsam riß sich Edward Flynn zusammen. »Ich… äh … Satan?« fragte er stockend.

Ein dröhnendes Lachen, das den ganzen Raum ausfüllte, war die Antwort.

»So, so, das Oberhaupt der Schwarzen Familie höchstpersönlich wolltest du also sprechen. Wie es scheint, hat der Höllenfürst nicht geruht, dich zu erhören.«

Edward Flynn schluckte. »Du bist nicht… Satan?«

Wieder lachte die Wesenheit hinter dem Schild aus blitzendem Licht laut und dröhnend.

»Du scheinst enttäuscht zu sein, Wurm. Aber dazu liegt kein Grund

vor. Ich bin gekommen, denn dein Opfer hat mein Wohlgefallen gefunden. Und ich bin ein Größerer als das Oberhaupt der Schwarzen Familie!«

»Ein… Größerer?«

Edward Flynn wußte nicht, was er von den Worten des Geheimnisvollen halten sollte. Bisher war der Höllenfürst für ihn die Inkarnation der finsteren Mächte schlechthin gewesen.

»Du hörtest, was ich sagte!«

»Wer bist… du?« fragte Flynn langsam.

»Ich bin ein Moordrohr!«

Stolz und Überheblichkeit schwangen in der Stimme der fremden Wesenheit unüberhörbar mit.

Niemals hatte Flynn von den Moordrohr gehört. Agrícolas Buch und auch alle anderen magischen Werke, die ihm in den letzten Jahren zu Gesicht gekommen waren, hatten den Namen nicht gekannt.

»Wer sind die Moordrohr?« erkundigte er sich und bemühte sich dabei, nicht unehrerbietig zu klingen.

»Wir sind alt«, bekam er zur Antwort, »uralt. Einst, als ihr Würmer das Gehen gerade gelernt hattet, beherrschten wir die Erde. Dann zogen wir uns zurück. Jetzt jedoch haben wir beschlossen, unsere angestammte Herrschaft wieder anzutreten. Und wir suchen treue Vasallen, die uns den Weg bereiten. Du kannst die Ehre haben, einer dieser Vasallen zu sein!«

Edward Flynn fuhr sich nervös mit der Hand über die Stirn und wischte sich die Schweißtropfen ab, die sich dort angesammelt hatten. Er wußte nicht so recht, was er antworten sollte.

»Du zögerst?« grollte der Moordrohr.

»Ich…«, setzte Flynn an, aber der Geheimnisvolle fiel ihm sofort ins Wort.

»Du scheinst an unserer Machtfülle zu zweifeln, Wurm. Aber wisse, daß die Vertreter der Schwarzen Familie zittern, wenn sie nur unseren Namen hören. Und dasselbe trifft zu für die Kräfte des Lichts, die nichts als Spielbälle unserer Launen sind.«

»Ich würde niemals wagen, eure Macht anzuzweifeln«, beeilte sich Flynn zu sagen.

»Doch, genau das tust du!« bekam er zur Antwort. »Aber ich will dir einen kleinen Beweis unserer Fähigkeiten geben.«

Ein zuckender, blutroter Blitz löste sich aus der Leuchterscheinung und jagte auf Flynn zu.

Der Lehrer wollte zurückweichen. Aber dazu war der Blitz viel zu schnell. Wie ein glühendes Schwert drang die Lichtklinge in seine Augen.

Ein schneidender, mörderischer Schmerz durchfuhr ihn. Aber das war noch nicht einmal das Schlimmste. Vor seinen Augen breitete sich

eine abgrundtiefe Schwärze aus, die er nicht durchdringen konnte.

Er war blind!

Vor Entsetzen schrie er laut auf. Nichts mehr sehen zu können, gab es etwas Schrecklicheres?

Der Moordrohr ließ ein dröhnendes Lachen ertönen. »Fühlst du dich unglücklich, Wurm?«

»Bitte«, sagte Flynn flehend, »gib mir mein Augenlicht zurück! Niemals wieder wird in mir auch nur der geringste Zweifel an eurer Macht keimen.«

»Es sei«, gab der Geheimnisvolle zurück. »Du sollst wieder sehen!« Edward Flynn riß die Augen auf.

Und nahm seine Umgebung wieder wahr.

Unendliche Erleichterung durchströmte ihn. Er warf sich auf die Knie.

»Danke!« stieß, er hervor. »Danke, danke, danke!«

»Ich habe dir eine weitere Wohltat erwiesen, Wurm«, sagte der Moordrohr. »Nicht nur können deine Augen wieder sehen. Die Kraft des blutigen Blitzes wohnt jetzt in ihnen. Blicke auf das Opfer und verbrenne es!«

Das Opfer? Damit konnte der Unheimliche nur Luther O'Malley meinen. Trotzdem verstand er nicht ganz.

»Ich soll…«

Er sah auf den Toten hinunter. Brenne! dachte er.

Und das, was er nicht für möglich gehalten hätte, geschah. Aus seinen Augen brach jetzt ebenfalls ein blutroter Blitz hervor und setzte die Kleidung des Landstreichers in helle Flammen.

»Bist du nun bereit, als Vasall in unsere Dienste zu treten, Wurm?« donnerte der Moordrohr.

»Ja«, sagte Edward Flynn. Und diesmal zögerte er nicht einen winzigen. Sekundenbruchteil.

»So höre denn, welches die erste Aufgabe ist, die wir dir stellen«, sagte der Moordrohr.

***

»Leg noch ein paar Stücke Holz nach, Liebling«, sagte Damona King zu ihrem Freund.

Mike Hunter hob den Kopf von seinem Buch und blickte auf das Kaminfeuer, das schon ziemlich heruntergebrannt war.

»Ts, ts«, machte er, »nicht zu fassen, daß mich ein simpler Kriminalroman die ganze Welt vergessen läßt. Ausgerechnet mich!«

Was er sagte, hatte seine Berechtigung. Als ehemaliger Versicherungsdetektiv und ständiger Begleiter einer Weißen Hexe hatte er schon mehr erlebt, als sich die meisten Schriftsteller ausdenken konnten.

Damona lächelte und nippte an ihrem Sherry-Glas. Sie sah zu, wie sich Mike aus seinem urgemütlichen Ohrensessel erhob. Er nahm ein paar Buchenscheite und schob sie in den Kamin. Dabei tat er etwas zu viel des Guten. Die schwach züngelnden Flammen erstickten fast.

Mike murmelte eine Verwünschung und griff nach dem Schürhaken. Dann fing er an, im Kamin herumzustochern.

Plötzlich zuckte er zusammen, als habe ihn ein elektrischer Schlag getroffen.

»Oh, hat dich ein Glutspritzer getroffen, du Armer?« fragte Damona mitleidsvoll.

Der Freund antwortete nicht. In seltsam starrer Haltung, leicht gebückt und mit vorgestreckter Hand, in der er den Schürhaken hielt, stand er vor dem Kamin.

Damona runzelte die Stirn. »Was ist los, Mike?«

Und noch immer gab der Freund keine Antwort. Stocksteif, wie zu einer Statue geworden, stand er da.

»Mike!«

Jetzt kam wieder Bewegung in ihn. Er fuhr herum, ruckartig wie ein Roboter.

Damona erschrak, als sie sein Gesicht sah. Es war starr wie eine Maske. Nur die Augen schienen darin zu leben. Augen, in denen ein loderndes Feuer brannte.

»Mike!«

Und noch immer sagte der Freund kein Wort. Er starrte sie nur an mit seinen brennenden Augen, sekundenlang.

Auf einmal machte er einen wilden Satz auf den Sessel zu, in dem Damona saß. Seine rechte Hand schwang zurück, flog dann blitzartig wieder nach vorne. Damona reagierte in Sekundenbruchteilen und duckte sich.

Das war ihr Glück. Der schmiedeeiserne Schürhaken klatschte wuchtig gegen die lederne Lehne des Sessels. Wenn Damona den Kopf nicht weggezogen hätte, wäre sie zweifellos tödlich getroffen worden.

Ein Laut der Enttäuschung kam aus Mike Hunters Kehle. Es hörte sich an wie das heisere Knurren eines Wolfs.

Damona ließ sich nach links aus dem Sessel kippen und wälzte sich zur Seite.

Gerade noch rechtzeitig…

Gedankenschnell hatte Mike das Eisen wieder hochgerissen und erneut zugeschlagen.

Der zur mörderischen Waffe umfunktionierte Schürhaken krachte auf den Fußboden. Der Schlag war so hart, daß die Marmorplatte vor dem Kamin einen Riß bekam. Kleine Gesteinssplitter flogen durch die Gegend.

Schmerzvoll stöhnte Mike auf und verzerrte das Gesicht zu einer

Grimasse. Keine Frage, daß er sich empfindlich die Hand geprellt hatte. Aber er hielt das Schüreisen unverändert fest, bereit, den nächsten Angriff zu starten.

Geschmeidig war Damona auf die Füße gesprungen. Jederzeit darauf vorbereitet, sich durch einen schnellen Sprung in Sicherheit bringen zu müssen, sah sie ihren Freund an.

»Mike, komm doch zu dir!«

Aber der junge Mann schien sie gar nicht zu hören. Haß sprühte aus seinen Augen, die sie vorhin noch liebevoll angeblickt hatten.

Sein Gesicht war die personifizierte Mordlust.

Damona hatte längst erkannt, was mit ihm los war. Der Funke des Bösen, den die Blutgötter in ihm verankert hatten, war wieder einmal aufgeflackert. Im Augenblick war Mike nicht er selbst, sondern der Sklave finsterer Triebe, die er nicht kontrollieren konnte. Es wäre höchst töricht gewesen, ihn für sein gegenwärtiges Tun verantwortlich zu machen.

Und wieder griff Mike an. Den Feuerhaken wie ein Schwert schwingend, drang er auf sie ein.

Er war ein kampferprobter, athletischer Mann, gegen dessen Körperkraft und Schnelligkeit Damona normalerweise nicht den Hauch einer Chance gehabt hätte. Aber die unkontrollierten Leidenschaften, die in ihm tobten, ließen ihn blindlings und ungestüm anstürmen. So schaffte es Damona erneut, dem mörderischen Hieb auszuweichen, den er ihr versetzen wollte. Der fehlgehende Schlag zerschmetterte nur eine Leselampe, die scheppernd und klirrend zu Boden stürzte.

Damona hätte ihre Hexenkräfte einsetzen können, um den scheinbar wahnsinnig gewordenen Freund abzuwehren. Aber sie zögerte, dies zu tun. Sie hoffte, daß Mikes bösartige Anwandlung nur von kurzer Dauer sein und sich gleich wieder ganz von selbst legen würde.

Danach sah es jedoch noch nicht aus. Mikes Haß auf sie war ungebrochen.

Abermals kam er, nicht so wild wie zuvor, sondern ganz beherrscht jetzt, schleichend und sprungbereit wie ein Raubtier, das sich seiner Beute ganz sicher ist.

Damona wich zurück, wachsam und vorsichtig, Mike dabei jederzeit scharf im Auge behaltend. Ganz genau wußte sie, daß sie verloren war, wenn sie jetzt stolperte und die Gewalt über ihren Körper verlor.

Mike folgte ihr, den Schürhaken in der Hand. Langsam, aber sicher drängte er sie zurück, trieb er sie in die äußerste Ecke der Bibliothek, bis eine Bücherwand ihrem Rückzug Einhalt gebot.

Eine Körperlänge von ihr entfernt blieb er stehen. Ein teuflisches Lächeln, das so gar nicht zu seinem normalen Wesen passen wollte, huschte über seine Züge.

»Jetzt habe ich dich, Hexe!« zischte er. »Deine letzte Stunde hat geschlagen.«

Damona versuchte nicht, mit ihm zu argumentieren. Ein solches Bemühen wäre sinnlos gewesen. In seiner gegenwärtigen Verfassung hatten Worte auf ihn keine Wirkung.

Aber Damona hatte auch nicht vor, sich kurz und schmerzlos umbringen zu lassen. Es blieb ihr also doch nichts anderes übrig, als ihre magischen Fähigkeiten einzusetzen.

Sie konzentrierte sich auf die geheimen Kräfte, die in ihrem Körper schlummerten, im Falle der Gefahr jedoch erwachten. Und als Mike dann den entscheidenden Schlag führen wollte, war sie bereit.

Sie baute einen unsichtbaren Körperschild um sich auf, der mit herkömmlichen Mitteln nicht zu durchdringen war. Der wuchtige Hieb mit dem Feuerhaken prallte davon ab wie von einer Gummiwand, ohne daß sie auch nur das geringste davon spürte.

Mike versuchte es ein zweites Mal – mit demselben Mißerfolg.

Blindwütig holte er ein drittes Mal aus, erstarrte dabei jedoch mitten in der Bewegung. Sein zu einer Grimasse des Bösen verzerrtes Gesicht entspannte sich unvermittelt, nahm einen Ausdruck des Erschreckens an als er zuerst auf Damona und dann auf das Eisen in seiner Hand blickte.

»Mein Gott«, sagte er beinahe tonlos und ließ mit einer Geste des Widerwillens den Feuerhaken fallen.

Prüfend sah ihn Damona an. War er wieder der Mike, den sie liebte? Fast hatte es den Anschein.

»Mike?« fragte sie leise. »Bist du wieder…«

Der Freund machte einen Schritt auf sie zu und prallte mit dem Kopf gegen den Schutzschirm, der Damona noch immer umgab. Er torkelte zurück.

Ein schmerzliches Lächeln huschte über seine Züge. »Recht hast du, Liebling. Gegen einen gemeingefährlichen Killer muß man sich mit allen Mitteln schützen.«

Da wußte Damona, daß das Böse aufgehört hatte, Macht über ihn auszuüben.

Sie ließ den magischen Schutzschirm zusammenbrechen.

***

Damona gab sich die größte Mühe, Mike nicht merken zu lassen, daß sie einen neuerlichen Angriff von seiner Seite keineswegs für ausgeschlossen hielt. Der böse Funke, der in ihm glomm, war nicht ausgegangen, sondern nur unterdrückt. Wie bei einem Vulkan mußte jederzeit mit einem neuen Ausbruch gerechnet werden.

Sie und Mike hatten wieder in den Sesseln vor dem Kamin Platz genommen. Alles war so ruhig und friedlich wie vor der Attacke Mikes

– scheinbar. Tatsächlich aber herrschte in der Bibliothek eine Spannung wie vor einem Gewitter.

Und natürlich war sich Mike sehr wohl bewußt, daß Damona die Wachsamkeit in Person geworden war, obwohl sie sich den äußeren Anschein des Gegenteils gab.

»Es geht nicht«, sagte er ächzend und schüttelte dabei den Kopf.

»Was geht nicht?« erkundigte sich Damona und blickte ihn forschend an.

»Daß ich dein Freund und Generalbevollmächtigter bleibe«, sagte Mike mit Grabesstimme. »Ich muß weg! Weg von Kings Castle, weg vom Konzern, weg von dir!«

»Warum?«

»Das fragst du?« Bitter lachte Mike auf. »Das hier gerade war nicht mein erster Versuch, dich umzubringen. Und es war vermutlich auch nicht mein letzter. Wollen wir es darauf ankommen lassen, daß ich kurz über lang Erfolg habe?«

»Ich passe schon auf«, sagte Damona beruhigend. »Mach dir keine Gedanken.«

»Die mache ich mir aber!« erwiderte Mike heftig. »Ich liebe dich, Damona. Und deshalb kann ich es nicht länger verantworten, eine ständige Gefahr für dich zu sein. Es gibt keine andere Möglichkeit – ich muß gehen!«

»Du vergißt eins, mein Lieber Mike!«

»So, was denn?«

»Ich liebe dich auch. Und darum sage ich, daß du bei mir bleiben mußt!«

»Aber…«

»Kein Aber«, unterbrach ihn Damona. »Ich bin ganz sicher, daß es dir eines Tages gelingen wird, den Funken des Bösen, der dir eingepflanzt wurde, zu ersticken.«

Mike machte ein hoffnungsloses Gesicht. »Ich fürchte, das wird mir so lange nicht gelingen, wie es die Moordrohr gibt.«

»Dann werden wir die Blutgötter vernichten!«

»Einfach so?« Mike lächelte verkrampft.

»Ich habe nicht gesagt, daß es einfach sein wird«, gab Damona zurück. »Aber wir werden Mittel und Wege finden, unser Ziel zu erreichen. Zunächst sollten wir versuchen festzustellen, wieso das Böse gerade jetzt wieder in dir die Oberhand gewann.«

»Ich habe dafür nur eine Erklärung.«

»Und die wäre?«

»In dem Augenblick, in dem ich… meinen Anfall bekam, muß sich ein Moordrohr irgendwo in der Nähe befunden haben, durch dessen Erscheinen der Funke gezündet wurde.«

Damona nickte. »Das wäre möglich, ja. Und als sich der Blutgott

zurückzog, wurdest du wieder du selbst.«

»So stelle ich es mir auch vor«, stimmte ihr Mike zu. »Aber was hilft uns diese Erkenntnis?«

Dazu konnte Damona nur mit den Schultern zucken.

***

Es war keine angenehme Nacht.

Herbstliche Kühle herrschte. Von Norden her wehte ein unfreundlicher Wind, der das Nahen des Winters ankündigte. Dichte Nebelschwaden trieben über die kargen Weiden der Strathmore Hills, durchsetzt mit nieselnden Regentropfen. Gelegentlich, wenn der Nebelvorhang für ein paar kurze Augenblicke aufriß, wurde das fahle Gesicht des Mondes am düsteren Himmel sichtbar.

Paddy McLaughlin machten die wenig erfreulichen Verhältnisse kaum etwas aus. Er war seit zwanzig Jahren Schäfer und hatte sich längst daran gewöhnt. In seinem abgetragenen, aber warmen Wettermantel, den Schlapphut tief ins Gesicht gezogen, hatte er schon ganz anderen Widrigkeiten des Wetters widerstanden. Die Tabakspfeife, die ihm im rechten Mundwinkel hing, lief niemals Gefahr, auszugehen.

In dieser Nacht graste die Herde auf einem Heidestück in unmittelbarer Nähe des Kintilloch-Moors. Obwohl die beiden Hunde äußerst wachsam waren, galt es auch für McLaughlin selbst, überall mal nach dem Rechten zu sehen. Schnell hatte sich ein Schaf von der Herde entfernt. Und wenn es auf sumpfigen Untergrund geriet, konnte es passieren, daß es auf Nimmerwiedersehen verschwand.

Das wollte Paddy McLaughlin vermeiden. Nicht umsonst rühmte er sich, in all den Jahren kaum ein Dutzend der ihm anvertrauten Tiere verloren zu haben. Und dabei sollte es auch bleiben.

In regelmäßigen Abständen zog der Schäfer seine Runde um die Herde, begleitet von Tobias, dem deutschen Schäferhund, der schon seit mehr als fünf Jahren in seinen Diensten stand. Bisher gab es keinen Grund zur Besorgnis. Die Tiere verhielten sich ruhig und zeigten keinerlei nächtliche Unternehmungslust. Tiefe Stille lag über der Szenerie, nur gelegentlich unterbrochen durch das Blöken eines Schafes oder den Schrei eines Nachtvogels.

Plötzlich blieb der Schäferhund abrupt stehen und begann zu wittern.

Auch McLaughlin verhielt seinen Schritt. Er kannte seinen Hund gut genug, um zu wissen, daß es einen Grund für dessen Verhaltensweise geben mußte.

»Was ist los, Tobias?« fragte er.

Wie viele Menschen, die einen großen Teil ihrer Zeit allein verbrachten, hatte er es sich angewöhnt, mit sich selbst oder seinen Hunden zu sprechen. Nicht mit den Schafen. Die waren zu dumm, um

ihn zu verstehen. Die Hunde jedoch, insbesondere der Schäferhund, verstanden ihn, davon war er fest überzeugt.

Tobias schnüffelte, stand stocksteif da, die Vorderläufe gegen den Boden gestemmt.

Paddy McLaughlin ging neben dem Tier in die Hocke. Er erkannte, daß die Haare von Tobias gesträubt waren. Das veranlaßte ihn zu einem Stirnrunzeln. Irgend jemand oder Irgend etwas hatte den Hund aufs äußerste alarmiert. Jetzt knurrte er sogar kehlig. Ein Raubtier?

Nein, in den Strathmore Hills gab es schon seit langer Zeit keine Wölfe und Füchse mehr. Das konnte also nicht sein. Was aber sonst?

Paddy McLaughlin schüttelte den Kopf. Ein Mensch, selbst ein Fremder, hätte den gutmütigen Hund nicht so in Aufregung zu versetzen vermocht.

Und dann sah der Schäfer auf einmal etwas.

Ein unheimliches rötliches Licht, das in einigen hundert Metern Entfernung erschienen war.

Das Stirnrunzeln des Schäfers verstärkte sich.

Die Leuchterscheinung zeigte sich nördlich von der Weide, dort, wo sich das Kintilloch-Moor befand.

Ein Irrlicht?

Ziemlich unwahrscheinlich. Er hatte in seinem Leben schon viele Irrlichter gesehen, die in der Moorlandschaft ziemlich häufig waren.

Aber Irrlichter waren kleine, blaßblaue Flämmchen, die hin und her tanzten. Dieses seltsame rote Leuchten bewegte sich jedoch nicht.

Und es war viel größer als ein Irrlicht. Nein, es mußte sich um etwas anderes handeln.

McLaughlin spürte, daß auch die Herde unruhig geworden war.

Die Tiere blökten laut und scharrten mit den Füßen. Von der anderen Seite der Herde klang das heisere Bellen Ossians, seines zweiten Hundes, herüber.

Nervös zog der Schäfer an seiner Pfeife. Ein Gefühl des Unbehagens, ja, der Furcht hatte ihn erfaßt. Er dachte an die Geschichten, die sich die alten Leute von Blairgowrie erzählten. Im Kintilloch-Moor spukt es, sagten sie. Böse Geister und Dämonen sollten in den Sümpfen ihr Unwesen treiben. Bisher hatte McLaughlin solches Gerede in den Bereich der Ammenmärchen verbannt. Jetzt jedoch war er sich nicht mehr so sicher. Nicht nur die Leuchterscheinung als solche beunruhigte ihn. Eine unausgesprochene Drohung schien auf einmal in der Luft zu hängen. Paddy McLaughlin spürte förmlich, daß etwas Grauenhaftes in die Welt getreten war. Und die Hunde und die Schafe spürten es ebenfalls.

Dann, so überraschend wie es gekommen war, verschwand das unheimliche rote Licht wieder. Über dem Moorgelände waren nur treibende Nebelschwaden zu sehen, sonst nichts.

Im ersten Moment atmete der Schäfer erleichtert auf. Es schien vorüber zu sein, was auch immer es gewesen war. Schnell aber begriff er, daß er sich getäuscht hatte. Die Haare seines Hundes waren nach wie vor gesträubt. Tobias knurrte weiterhin und preßte sich eng gegen das Bein seines Herrn. Und auch die Unruhe der Schafherde hatte sich nicht gelegt.

Paddy McLuaghlin erschauderte. Am liebsten hätte er sich auf dem Absatz umgedreht und wäre davongerannt. Aber das kam natürlich nicht in Frage. Er durfte die Herde nicht allein lassen. Und in der Dunkelheit war es nicht möglich, die Tiere zu einem anderen Weideplatz zu treiben. Ihm blieb nichts anderes übrig, als auf den Anbruch der Morgendämmerung zu warten. Das aber würde noch sehr lange dauern…

***

Liebespaare hatten es nicht einfach in Blairgowrie. Man legte viel Wert auf Sitte und Anstand in der kleinen Stadt. Ein Trauschein, abgesegnet durch die Kirche, zählte viel. Bei manchen Leuten sogar alles.

Auch die Eltern von Timothy Miliar und Mary-Ann Murchison gehörten zu den Menschen, denen die Moral äußerst wichtig war. Solange Timothy und Mary-Ann bei einer Veranstaltung miteinander tanzten und Händchen hielten, war alles in Ordnung. Wenn sie sich jedoch etwas intensiver miteinander beschäftigen wollten, dann mußten sie sich dem wachsamen Auge der Öffentlichkeit entziehen.

Und genau das taten die beiden jungen Leute in dieser schicksalhaften Nacht.

Sie hatten sich heimlich am nördlichen Stadtrand getroffen und waren dann in die Heide hinausgewandert. Die herbstliche Kühle störte sie nicht sonderlich. Wenn sie sich eng umschlangen, wurde es ihnen nicht nur ums Herz warm. Und in Bill Phelps' Futterscheune fanden Wind und Wetter ohnehin keinen Eingang.

Wohlig lag das blonde Mädchen in den starken Armen ihres Freundes. Beide hatten die Augen geschlossen und gaben sich ganz der verträumten Stimmung des Augenblicks hin.

Mary-Ann Murchison war es schließlich, die daran dachte, daß das Leben nicht nur aus Träumereien bestand.

»Wie spät ist es, Tim?« fragte sie leise.

»Spielt das eine Rolle?« fragte Timothy Miliar zurück.

»Ich fürchte, ja«, lachte das Mädchen.

»Ich muß morgen früh um acht im Büro sein.«

Seufzend schlug der junge Mann die Augen auf und blickte auf seine Armbanduhr.

»Gleich ein Uhr«, stellte er fest. »Teufel auch, wo ist die Zeit nur

geblieben?«

»Ein Uhr?« Mary-Ann war regelrecht erschrocken. »Mein Gott, da bin ich ja morgen wieder wie gerädert. Komm, Tim, wir müssen gehen. Bis wir zu Hause sind…«

Sie löste sich aus den Armen des Freundes und sprang auf die Füße. Hastig ordnete sie ihre Kleidung, die ziemlich in Unordnung geraten war.

Auch Timothy Miliar erhob sich aus dem Heu. »Wenn es denn unbedingt sein muß…«

Ein paar Augenblicke später war er ebenfalls abmarschbereit. Die beiden jungen Leute öffneten das Tor der Scheune und traten hinaus in die Nacht.

Kühler Wind und Nebelschwaden schlugen ihnen entgegen. Der Mond hing als milchiges, diffuses Etwas am Himmel. Von den Häusern Blairgowries, die etwas mehr als eine Meile entfernt lagen, war nicht das geringste zu sehen. Mary-Ann Murchison hatte unwillkürlich die Empfindung, als seien sie und Tim die einzigen Menschen auf der Welt. Und wenn sie sich genau dies manchmal auch schon gewünscht hatte, so flößte ihr der Gedanke jetzt leichtes Unbehagen ein. Sie war eigentlich kein sonderlich ängstlicher Mensch. Im Augenblick jedoch gefiel es ihr gar nicht, abgesehen von Tim weit und breit keine Menschenseele zu wissen. Warum sie so dachte, wußte sie selbst nicht zu sagen. In jedem Fall wäre sie jetzt sehr froh gewesen, wenn sie mit ein paar Schritten vor der Tür des elterlichen Hauses gestanden hätte.

»Gehen wir, Tim«, sagte sie und tastete nach der Hand ihres Freundes.

»Jesus, du hast es aber auf einmal eilig!« wunderte sich Timothy Miller.

»Mir ist… kalt«, erwiderte Mary-Ann. Sie wollte nicht zugeben, daß sie sich ängstigte. Tim hätte sie wahrscheinlich ausgelacht.

Manchmal hatte er eine Art an sich, die wenig zartfühlend war.

»Okay, Baby«, sagte der Freund, »machen wir, daß wir nach Hause kommen.«

Der nächste Weg nach Blairgowrie führte quer über eine abgegraste Schafsweide. Der Untergrund war uneben und feucht. Schon nach wenigen Schritten wäre Mary-Ann fast ausgeglitten. Ihrem Freund gelang es noch so gerade, sie zu halten.

Timothy Miliar fluchte leise und holte seine Taschenlampe hervor, die er für alle Fälle bei sich trug. Er knipste die Lampe an. Viel besser wurden die Sichtmöglichkeiten dadurch allerdings kaum. Die Nebelschwaden zerfaserten den Lichtkegel. Immerhin, zwei, drei Yards weit konnten die beiden jungen Leute sehen und erkennen wohin sie ihre Füße setzten.

So schnell es die Verhältnisse erlaubten, eilten Mary-Ann und Tim in

Richtung Blairgowrie. Bald hatten sie die Weide überquert und kletterten durch den Drahtzaun, der diese einfaßte.

Timothy Miliar stieß einen neuerlichen Fluch aus. Er war mit seiner Windjacke hängengeblieben und hatte sich ein Loch in den Ärmel gerissen.

»Alles geht schief«, murmelte er erbittert.

»Wenn es weiter nichts ist…« Mary-Ann lachte nervös auf.

»Was soll denn sonst noch sein? Die Jacke hat mich fünfzig Pfund gekostet.«

»Nichts«, sagte Mary-Ann schnell. »Ich meinte ja nur. Komm, gehen wir weiter.«

Der Weide schloß sich ein Feldweg an, der zur Landstraße hinüberführte. Der Boden war glitschig und mit Wasserlachen übersät, die noch vom Regen der letzten Tage herrührten. Die beiden jungen Leute konnten nicht vermeiden, immer wieder in eine Pfütze hineinzuplatschen. Das trug nicht gerade dazu bei, ihre gute Laune zu heben.

Plötzlich blieb Mary-Ann stehen.

»Was ist?« fragte ihr Freund ungeduldig.

Auch er wünschte sich inzwischen nichts anderes, als endlich nach Hause zu kommen und sich ins Bett legen zu können.

»Hörst du nichts?«

Mary-Ann Murchison hielt den Kopf schräg und lauschte aufmerksam.

»Was soll ich denn hören?«

»Da… kommt jemand!« sagte das Mädchen.

»Unsinn! Wer sollte denn um diese Zeit…«

In diesem Augenblick hörte es Timothy Miller ebenfalls: Schrittgeräusche, da gab es gar keine Frage.

»Ja, du hast recht«, sagte er überrascht.

Es waren tappende, schwere Schritte, die da an die Ohren der beiden jungen Leute drangen.

»So geht kein Mensch«, flüsterte Mary-Ann. »Das hört sich eher an wie…«

»Wie was?«

»Ich… weiß nicht. In jedem Fall … Laß uns schnell weitergehen, Tim!«

»Angst?«

»Ja!«

Timothy Miliar tätschelte ihren Arm. »Keine Bange, Baby, ich bin ja bei dir.«

Er hob die Taschenlampe und ließ den Lichtkegel in die Richtung wandern, aus der die Schrittgeräusche kamen.

Mary-Ann und Timothy konnten nichts erkennen. Der Nebel war zu

dicht.

Die schweren Tritte kamen näher. Schneller jetzt, so, als ob der Lichtschein der Lampe ein Signal gewesen wäre.

»Tim!« Die Stimme des Mädchens klang beinahe flehend.

»Okay, okay, ich komm ja schon.«

Auch Timothy Miliar hatte mittlerweile ein komisches Gefühl in der Magengrube.

Diese Schritte…

Mary-Ann hatte recht – so ging kein normaler Mensch. Es hörte sich eher an, als würde ein… riesiger Affe durch die Gegend stapfen, ein Gorilla oder ein Orang-Utan. Nur daß es in Schottland keine Affen gab, die frei herumliefen.

»Mach die Lampe aus«, hauchte Mary-Ann. »Du machst den… es nur auf uns aufmerksam.«

»Richtig!« Timothy Miliar löschte die Lampe, griff dann nach dem Arm seiner Freundin. »Komm!«

Hastig gingen die beiden jungen Leute weiter! Dabei bemühten sie sich, so geräuschlos wie möglich aufzutreten, was ihnen jedoch mehr schlecht als recht gelang. Die Bodenverhältnisse gestatteten keine lautlose Fortbewegung.

Die schweren Schritte in ihrem Rücken waren auch weiterhin zu vernehmen. Und es konnte kein Zweifel bestehen, daß sie immer näher kamen.

Angstschauer liefen Mary-Ann Murchison den Rücken hinunter.

Sie fröstelte, woran nicht die nächtliche Kühle die Schuld trug.

»Er verfolgt uns, Tim«, flüsterte sie. »Bestimmt hat er es auf uns abgesehen!«

»Ach was«, versuchte der Freund sie zu beruhigen. »Er kann uns ebensowenig sehen wie wir ihn.«

»Aber wieso ist er noch immer hinter uns?«

»Zufall«, sagte Timothy Miliar, »purer Zufall!« Aber daran glaubte er selbst nicht. Die Verfolgung hatte Methode, da war er sich ganz sicher.

Die beiden jungen Leute beschleunigten ihre Schritte noch mehr.

Sie liefen jetzt fast. Aber es gelang ihnen nicht, den Unbekannten abzuschütteln. Als sie die Landstraße erreichten, hing er ihnen nach wie vor an den Fersen.

Auf der Straße kamen Mary-Ann und Timothy schneller voran. Im Eiltempo strebten sie Blairgowrie entgegen. Schon konnten sie die ersten Lichter der Stadt erkennen, die sich verschwommen aus dem Nebel herausschälten.

Aber noch immer hörten sie den Verfolger. Stampfend hastete er hinter ihnen her, unbeirrbar und zielbewußt. Dumpf hörte sich das Geräusch seiner Schritte jetzt an. Zweifellos trat er nicht mit Schuhen auf dem Asphalt der Straße auf. Seine Füße schienen nackt zu sein.

Wieder mußte Timothy Miliar an einen großen Menschenaffen denken, so verrückt es auch war.

Ein paar hundert Yards jetzt noch bis zum Stadtrand von Blairgowrie. Vor den beiden jungen Leuten riß der Nebelvorhang ein bißchen auf. Der eckige Kirchturm der Stadt schob sich in ihr Blickfeld. Er kam Timothy Miliar vor wie eine Insel, die ein seit Tagen im Meer Treibender plötzlich vor sich sah.

»Gleich haben wir es geschafft, Baby«, stieß er hervor. »Das letzte Stück schaffen wir auch noch!«

»Hoffentlich!«

Furchtsam warf Mary-Ann Murchsion einen Blick über die Schulter zurück.

Ein erstickter Schrei kam aus ihrer Kehle.

Alarmiert wandte auch ihr Freund den Kopf.

Und was er da sah, ließ ihn ebenfalls ein tiefes Stöhnen von sich geben.

Eine dunkle Gestalt, größer, viel größer und breiter als ein Mensch, zeichnete sich schemenhaft zwischen den Nebelschwaden ab. Mit langen, abgehackten Schritten bewegte sie sich vorwärts.

Schnell jetzt, sehr schnell. Es konnte nur noch wenige Augenblicke dauern, bis die beiden jungen Leute eingeholt waren.

Jesus, dachte Timothy Miliar, ein Ungeheuer!

Blitzartig fielen ihm die Horrorstories ein, die man sich über das Kintilloch-Moor erzählte. Vor langen Jahren sollten dort höllische Monstren ihr Unwesen getrieben haben. Und die Futterscheune, in der Mary-Ann und er die letzten Stunden verbracht hatten, lag nicht weit vom Rand des Moors entfernt. Wenn man also zwei und zwei zusammenzählte…

»Weiter!« zischte er und zerrte seine Freundin mit sich fort.

Der Anblick des Unheimlichen hatte Mary-Ann die Sprache verschlagen. Stumm lief sie neben Timothy her, mit bleichem, furchterfülltem Gesicht. Sie hatte sichtlich Schwierigkeiten mit der Kondition. Ihr Atem ging pfeifend, und immer wieder geriet sie in Gefahr, zu straucheln. Timothy Miliar hätte schneller laufen können. Aber es kam natürlich nicht in Frage, daß er seine Freundin allein ließ.

Und das, was geschehen mußte, geschah schließlich. Der Verfolger war heran. Noch wenige Schritte und dann…

Timothy Miliar versuchte es mit einem Trick. Er ließ Mary-Anns Hand los, blieb abrupt stehen und wirbelte herum. Gleichzeitig knipste er die Taschenlampe an und richtete den Lichtkegel auf den Verfolger.

Und es gelang ihm, diesen zu verblüffen. Auch der Unheimliche verhielt ruckartig seinen Schritt.

Timothy hielt die Lampe so, daß der Kopf des Fremden vom Lichtschein erfaßt wurde. Bei dieser geringen Entfernung spielte der Nebel keine Rolle. Deutlich konnte er sein Gegenüber erkennen.

Er erschrak bis aufs Mark.

Das Wesen, das er da vor sich hatte, war kein Mensch. Und es war auch kein riesiger Affe. Es war… ein Ungeheuer.

Es hatte kein Gesicht. Dort wo bei Menschen oder auch einem Tier Mund, Nase und Augen saßen, konnte Timothy eine formlose, faltige Masse erkennen. In dem muskulösen Hals klafften zwei Löcher, in denen es auf widerwärtige Art und Weise pulsierte. Der Körper, gut drei Yards hoch und ungefähr halb so breit, war unbekleidet und mit einer grauen, elefantenähnlichen Schuppenhaut bedeckt: Zwei stempelartige Beine und zwei unproportioniert lange Arme, kräftig wie Pumpenschwengel, vervollständigten das Bild. Die Gestalt war von oben bis unten mit Schlamm beschmiert.

So, als ob sie erst gerade aus dem Moor aufgetaucht ist! fuhr es Timothy Miliar durch den Kopf.

Weitere Zeit, irgendwelche Gedanken zu fassen, blieb ihm nicht.

Das Monster hatte die Schrecksekunde überwunden, setzte sich wieder in Bewegung. Es machte einen Schritt auf Timothy zu und hob einen seiner Arme.

Reaktionsschnell wich der junge Mann zurück. Die zuschnappende Hand des Unheimlichen – es war mehr eine Klaue, wie Timothy erkannte – zuckte ins Leere.

Das Ungeheuer stieß ein heiseres Knurren aus, das sich anhörte wie die Drohgebärde eines gereizten Tieres. Eine kleine Dampfwolke kam aus den pulsierenden Halslöchern.

Mary-Ann Murchison stand noch immer starr vor Entsetzen. Sie zitterte am ganzen Leibe.

»Lauf, Mary-Ann!« rief ihr Freund. »Lauf weg! Ich versuche, das Scheusal aufzuhalten.«

Wie er das machen sollte, wußte er allerdings selbst nicht. Im Augenblick hatte er allergrößte Mühe, der zupackenden Klaue des Unheimlichen abermals zu entgehen. Er schaffte das durch einen wilden Sprung zur Seite.

Mary-Ann erwachte aus ihrer Erstarrung.

»Tim, paß auf!« rief sie ihrem Freund zu. »Das Biest…«

»Lauf!« schrie Timothy Miliar.

Einen Augenblick zögerte das Mädchen noch, dann drehte es sich um und rannte in Richtung Stadt davon.

Das entging dem Ungeheuer nicht. Es verlor auf einmal jedes Interesse an Timothy und machte Anstalten, hinter Mary-Ann herzueilen.

Timothy Miliar nahm seinen ganzen Mut zusammen. Er war jung und

stark, und wenn ihn die Wut packte, gab es nicht viele, die es mit ihm aufnehmen konnten. So mancher Bursche in Blairgowrie, der sich mit ihm angelegt hatte, konnte ein Liedchen davon singen.

Er spannte alle Muskeln an und stellte sich dem unheimlichen Wesen in den Weg.

»Laß das Mädchen in Ruhe und versuche es mit mir!« stieß er lautstark hervor.

Gleichzeitig ballte er die rechte Faust und schmetterte sie dem Monstrum in den schuppigen Leib.

Er hatte das Gefühl, in Pudding zu schlagen. Fast bis zum Unterarm versank seine Hand in der Körpermasse des Gegners, federte dann zurück wie von einer Gummiwand.

Das Ungeheuer zeigte keinerlei Wirkung. Mit einer schwingenden Armbewegung wischte es Timothy Miliar einfach zur Seite. Anschließend machte es sich mit langen Schritten an die Verfolgung Mary-Anns.

Timothy Miliar war zu Boden gegangen. Das Monstrum hatte ihn am Hals erwischt. Es war ein Schlag wie mit einem bleigefüllten Gartenschlauch gewesen. Der junge Mann würgte und schluckte und versuchte, seine momentane Atemnot zu überwinden.

Das kostete ihn mehrere Sekunden, in denen er zu keiner Handlung fähig war.

Dann hörte er den gellenden Schrei seiner Freundin.

»Tim, hilf…« Der Rest des Hilferufs erstickte in einem schrecklichen Gurgeln.

Seine eigenen Probleme ignorierend, sprang Timothy Miliar auf die Füße. Er schwankte noch ein bißchen, bekam sich aber schnell wieder in die Gewalt.

Wo war das Scheusal?

Da kam es!

Das Ungeheuer hatte Mary-Ann in seine Gewalt gebracht und hielt sie wie eine Puppe in seinen langen Armen. Das Mädchen bewegte sich nicht, war entweder bewußtlos oder… tot.

Blind vor Wut stürmte Timothy Miliar auf den Unheimlichen los.

Er hatte keine Chance, an ihn heranzukommen. Der Fremde hob das rechte Bein und trat zu. Timothy Miliar bekam einen wuchtigen Schlag gegen den Kopf. Feurige Ringe tanzten vor seinen Augen, die Augenblicke später in undurchdringlicher Schwärze untergingen. Er verlor das Bewußtsein.

Das Monstrum eilte den Weg zurück, den es gekommen war. Aber davon bekam Timothy Miliar nichts mehr mit.

***

»Nun, wie fühlst du dich?«

Über den reich gedeckten Frühstückstisch hinweg blickte Damona King ihren Freund an.

Mike Hunter verzog das Gesicht. »Wenn du mich damit fragen willst, ob ich im Augenblick Mordgelüste gegen dich verspüre, so kann ich dies verneinen.«

»Na also, dann ist ja alles wieder in Ordnung!«

»Fragt sich nur, wie lange«, brummte Mike und griff nach einer Scheibe Toastbrot. »Ich bin immer noch der Ansicht, daß es besser für uns beide wäre, wenn zwischen deinem und meinem Aufenthaltsort ein paar tausend Kilometer Luftlinie lägen.«

Damona trank einen Schluck Tee und sagte: »Glaubst du wirklich, daß ein paar tausend Kilometer eine Rolle spielen? Du würdest vermutlich noch von Alaska aus Mittel und Wege finden, etwas gegen mich zu unternehmen, wenn dich das Böse dazu treibt. Wo übernatürliche Kräfte walten, sind Entfernungen ein Nichts. Da brauchst du ja nur an deine Erlebnisse im Innern der Erde zu denken.«

»Ja, vielleicht hast du recht«, murmelte Mike.

Es überlief ihn immer noch heiß und kalt, wenn er an die Mikrowelt der Moordrohr dachte, denn dort war der Keim des Bösen in ihm entstanden. In der Tat waren Raum und Zeit bei seiner Reise ohne jede Bedeutung gewesen. Ein magisches Tor, das riesige Entfernungen zu ein paar Schritten zusammenschrumpfen ließ, hatte für die Verbindung gesorgt.

Henry, der Butler, betrat das Frühstückszimmer und brachte die morgendliche Post.

»Geben Sie sie Mr. Hunter, Henry«, sagte Damona. »Wozu ist er schließlich mein Generalbevollmächtigter.«

Obwohl die Zentrale des King-Konzerns in London war, gingen auch bei Damonas Privatadresse oft Briefe ein, die geschäftliche Dinge betrafen. Manche Leute wollten ganz sicher gehen, daß ihr Schreiben auch tatsächlich in die Hände der Chefin gelangte und nicht bei irgendwelchen untergeordneten Chargen hängenblieb.

Und dann gab es natürlich stets Post von Menschen, die die reiche Konzernherrin mit einem Wohltätigkeitsinstitut verwechselten und mehr oder weniger unbescheidene Wünsche vom Stapel ließen.

Mike hatte ein Gespür dafür, was lesenswert war und was nicht.

»Nichts von Belang dabei«, stellte er fest, nachdem er den Packen durchgeblättert hatte.

Er legte Briefe, Karten und Drucksachen zur Seite und griff nach den Tageszeitungen, die ebenfalls durch den Briefträger angeliefert wurden. Dabei fiel ihm eine Gazette auf, deren Existenz ihm bisher unbekannt gewesen war. Und zwar handelte es sich um den BLAIRGOWRIE MIRROR.

Er fragte Damona, ob sie das Blatt bestellt hatte, die das jedoch

verneinte.

»Wird wohl eine Fehllieferung sein«, meinte sie und köpfte dabei ein Vier-Minuten-Ei.

»Das glaube ich nicht«, erwiderte Mike. »Auf dem Streifband steht dein Name und deine Adresse.«

»Trotzdem bin ich nicht an Neuigkeiten aus Blairgowrie interessiert«, lächelte Damona.

Schulterzuckend wollte Mike die Zeitung schon weglegen, als sein Blick eine Schlagzeile auf der Titelseite streifte.

NEUES OPFER DES MOORUNGEHEUERS Normalerweise ließ sich Mike eigentlich nie durch sensationelle Aufmacher beeindrucken. Diese Artikelüberschrift jedoch veranlaßte ihn, noch einen zweiten Blick darauf zu werfen. Und im nächsten Augenblick machte er sich daran, den Artikel zu lesen.

»Hm«, machte er anschließend.

»Die Lektüre scheint dich fasziniert zu haben«, stellte Damona fest. »Was war es denn? Ist der Bürgermeister von Blairgowrie mit der Frau des Apothekers durchgebrannt?«

Ihre Vermutung kam nicht von ungefähr. In den kleinen Provinzblättern spielte Dorfklatsch eine weitaus größere Rolle als das große Weltgeschehen.

»Nein«, sagte Mike nachdenklich, »es geht doch um etwas ernstere Dinge.«

»Ach ja?«

»Wenn man dem Artikelschreiber Glauben schenken darf, dann wütet in Blairgowrie ein Monstrum, das Frauen verschleppt. Soeben hat sich der Unhold sein drittes Opfer geholt.«

»Ein Sittlichkeitsverbrecher?« erkundigte sich Damona.

Mike schüttelte den Kopf. »Kein Mensch, sondern ein Ungeheuer. Ein Ungeheuer, das nicht von dieser Welt stammt!«

Jetzt war Damona sehr hellhörig geworden. Ungeheuer aus einer anderen Welt – dazu gehörten Dämonen und andere Kreaturen der Finsternis. Wesenheiten also, den sie in ihrer Eigenschaft als Weiße Hexe den Kampf angesagt hatte.

»Zeig mal her«, sagte sie.

Mike reichte ihr den BLAIRGOWRIE MIRROR über den Tisch. Gespannt las Damona.

»Hm«, machte auch sie, nachdem sie sich den Artikel zu Gemüte geführt hatte.

»Was meinst du?« fragte Mike. »Ist was Wahres dran oder werden hier Horrorgeschichten verbreitet, für die es eine ganz normale Erklärung gibt?«

»Ich weiß nicht«, antwortete Damona zögernd. »Die detaillierte Beschreibung des Monstrums… Angeblich gibt es mehrere

Augenzeugen, die es gesehen haben. Und ihre Schilderungen stimmen ziemlich überein. Ich würde fast sagen, daß hier wirklich eine Kreatur aus der jenseitigen Welt ihr Unwesen treibt!«

Mike goß sich seine leere Tasse wieder voll. Im Gegensatz zu Damona, die eine leidenschaftliche Teetrinkerin war, bevorzugte er Kaffee, schwarz und süß.

»Glaubst du wirklich?« fragte er langsam.

»Ja! Du nicht?«

Mike zuckte die Achseln. »Du kennst dich auf diesem Gebiet besser aus als ich. Und wenn du es sagst…«

Er machte eine Pause, legte die Stirn grüblerisch in Falten und fuhr dann fort: »Nach Lage der Dinge könnte man annehmen, daß uns der Blairgowrie, Mirror von irgend jemandem mit der Absicht zugeschickt worden ist, unsere Aufmerksamkeit auf den Ungeheuer-Artikel zu lenken.«

»Diesen Gedanken hatte ich auch schon«, stimmte ihm Damona zu. »Ich frage mich allerdings, wer dieser Jemand sein sollte. Schließlich ist es ein streng gehütetes Geheimnis, daß ich eine Weiße Hexe bin.«

»Tja…« Mike hob die Schultern und ließ sie wieder fallen. »Aber das wird sich wahrscheinlich an Ort und Stelle feststellen lassen. Ich gehe doch richtig in der Annahme, daß du dich mit der Absicht trägst, Blairgowrie einen kleinen Besuch abzustatten?«

»Natürlich!«

Mike seufzte. »So weit unsere Entspannung in der beschaulichen Atmosphäre der schottischen Highlands! Wo liegt eigentlich dieses Blairgowrie?«

»Nördlich von Perth, wenn ich mich nicht irre. Du siehst also, daß wir in den Highlands bleiben. Ob die Atmosphäre in Blairgowrie allerdings sehr beschaulich sein wird… Nun ja, wir werden sehen.«

***

Noch am selben Tag führen Damona und Mike nach Blairgowrie.

Kurz vor Anbruch der Dämmerung erreichten sie ihr Ziel.

Blairgowrie war ein kleines Städtchen, das stark dörflichen Charakter besaß. Die Einwohner lebten von ein paar kleineren Gewerbeund Handwerksbetrieben, einer größeren Torfstecherei und einem staatlichen Institut, das sich mit geologischen Studien beschäftigte.

Außerdem wurde in der näheren Umgebung der Stadt Schafzucht betrieben.

Mike fuhr mit dem Porsche langsam die Main Street entlang und hielt Ausschau nach einem Hotel.

»Ah, da hätten wir ja etwas«, sagte er, als linker Hand die Fassade eines Gasthauses auftauchte. »Und ich muß sagen, der Namen des Ladens gefällt mir!«

Damona hatte das Gasthaus ebenfalls erspäht. Es hieß Drunkard's Inn.

»Säufer!« sagte sie strafend. »Aber vergiß nicht, daß wir nicht zu unserem Vergnügen hier sind.«

»Wie könnte ich das vergessen?« grinste Mike, während er den Porsche vor dem Drunkard's Inn zum Stehen brachte. »Schließlich ist die Jagd auf Ungeheuer eins meiner Hobbys.« Plötzlich ganz ernst werdend, fügte er noch hinzu: »Zumal ich selbst eins bin!«

Damona legte ihm die Hand auf den Arm. »Sag doch nicht immer so was, Mike. Du bist kein Ungeheuer. Du bist ein Mann, den ich liebe, okay?«

»Okay«, brummte Mike.

Er stellte den Motor ab und stieg aus. Damona tat es ihm nach. Gemeinsam betraten sie das Gasthaus.

Der Schankraum war gut besucht. Mehrere Tische wurden von Gästen frequentiert, die eifrig ihren Drinks zusprachen und laute Unterhaltungen führten. Den Gesprächsfetzen, die Damona und Mike aufschnappten, konnten sie auf Anhieb entnehmen, daß es sich überwiegend um Presseleute handelte. Das war nicht weiter verwunderlich. Die Meldung vom Auftauchen eines leibhaftigen Ungeheuers hatte die Reporter natürlich angelockt wie der Pflaumenkuchen die Wespen.

Der Mann hinter dem Tresen, klein, feist und glatzköpfig, schien über den Andrang gar nicht so erfreut zu sein. Jedenfalls machte er eine ziemlich finstere Miene, als Mike und Damona auf ihn zutraten.

»Können wir ein Zimmer haben?« erkundigte Mike sich.

»Reporter?« beantwortete der Wirt diese Frage zunächst mit einer Gegenfrage.

»Ja«, sagte Mike.

Sich als Presseleute auszugeben, bot sich geradezu an. Auf diese Weise konnten sie neugierige Fragen stellen und sich in der Gegend umsehen, ohne irgendwie aufzufallen.

»Da haben Sie aber Glück«, sagte der Glatzkopf, »ein Zimmer habe ich gerade noch frei.«

»Prima, dann nehmen wir es.«

Das Zimmer, das ihnen der Wirt zuwies, lag weit unter dem Standard, den Damona und Mike gewohnt waren. Es hatte nicht einmal ein Bad, sondern nur ein Waschbecken zu bieten. Ansonsten gab es ein altes Bett, in dem möglicherweise schon William Shakespeare geschlafen hatte, einen Schrank und einen Sessel. Damit hatte es sich auch schon.

Trotzdem waren die beiden zufrieden. Ein schlechtes Zimmer war immer noch besser als gar kein Zimmer. Bei diesem Reporterandrang durfte man nicht wählerisch sein.

Wie sie vorgehen wollten, hatten sie sich schon vorher überlegt, zunächst stand ein Besuch beim BLAIRGOWRIE MIRROR auf dem Programm. Einmal wollten sie herausfinden, wer veranlaßt hatte, daß die bewußte Ausgabe der Zeitung nach King's Castle geschickt wurde. Und zum anderen hofften sie darauf, daß die ›Kollegen‹ ihnen einen detaillierten Einblick in die Geschehnisse geben würden.

Beim Wirt des Drunkard's Inn brachten sie in Erfahrung, wo der MIRROR seine Redaktionsräume hatte. Diese lagen nur ein paar hundert Yards entfernt und waren bequem zu Fuß zu erreichen.

Und da bei einer Tageszeitung üblicherweise die Arbeit erst abends richtig begann, bestanden gute Aussichten, die richtigen Leute auch anzutreffen.

So war es dann auch. Als Damona und Mike das Zeitungsgebäude betraten, brannten dort sämtliche Lichter. Eine elegante Blondine, die man bei einem solchen Provinzblatt eigentlich gar nicht erwartet hätte, saß am Empfang.

»Wenn Sie zu Mr. Coulson wollen, muß ich Sie enttäuschen«, sagte das Empfangsgirl, noch bevor Damona und Mike erklärt hatten, was sie wollten.

»Wer ist Mr. Coulson?« fragte Mike.

»Unser Chefreporter.« Das Mädchen strich sich eine blonde Locke aus der Stirn. »Sie wollten gar nicht zu ihm? Entschuldigen Sie, aber ich habe Sie für Journalisten gehalten, die sich ihre Recherchen einfach machen wollen.«

Damona und Mike tauschten einen schnellen Blick. Sie waren wohl nicht die einzigen, die die Idee gehabt hatten, die Wissensquelle der ›Konkurrenz‹ anzuzapfen.

»Eigentlich wollten wir zur Vertriebsabteilung«, sagte Mike. »Zu dem Herrn oder der Dame, die für den postalischen Versand des Mirros zuständig ist.«

»Einen Augenblick bitte.«

Die Blondine griff nach dem Telefon und sprach mit irgend jemandem.

»Gehen Sie bitte den Flur entlang bis zur vorletzten Tür links«, sagte sie anschließend. »Mrs. McTippett erwartet Sie.«

»Vielen Dank.«

Damona und Mike taten, was ihnen das Girl gesagt hatte. Mike klopfte an und öffnete die Tür.

»Mrs. McTippett?«

»Ja, kommen Sie bitte«, sagte die unscheinbare Frau mittleren Alters, die hinter einem mit Papieren und Karteikästen vollgepackten Schreibtisch saß. Außer ihr befand sich noch ein junger Bursche in dem Büro, der im Zwei-Finger-Suchsystem auf einer altersschwachen Schreibmaschine herumklapperte.

Damona und Mike traten ein.
Das Büro paßte schon besser zu einem Käseblatt wie dem BLAIRGOWRIE MIRROR als die auf mondän getrimmte Empfangsdame.
Die ganze Ausstattung des Raums roch förmlich nach Provinz.
»Was kann ich für Sie tun?« erkundigte sich Mrs. McTippett lächelnd und zeigte dabei zwei Reihen von Mausezähnen.
Damona ergriff jetzt die Initiative.
»Mir ist heute ein Exemplar des Mirror mit der Post zugeschickt worden«, sagte sie. »Ich würde ganz gerne wissen, wer das veranlaßt hat.«
»Sie sind kein regelmäßiger Abonnent?«
»Nein.«
»Darf ich Ihren Namen erfahren?«
»King, Damona King.« Die Frau griff nach einem Karteikasten und fing an, darin herumzublättern, wurde aber offensichtlich nicht fündig. An Hand einer handgeschriebenen Liste setzte sie ihre Nachforschungen fort – nicht ohne Erfolg.
»Damona King, wohnhaft in Marnockfearn?«
»Das bin ich, ja«, nickte Damona. »Können Sie feststellen, wer…«
»Ich kann es Ihnen sagen«, schaltete sich unerwartet der junge Mann an der Schreibmaschine ein. »Ich habe die Bestellung nämlich aufgenommen.«
Mrs. McTippett zog ärgerlich die Mundwinkel nach unten.
»Warum läßt du mich erst stundenlang suchen? Hättest dich ja auch direkt melden können!«
»Sorry, Mrs. McTippett«, erwiderte der Bursche. »Aber es fiel mir erst wieder ein, als ich den Namen Marnockfearn hörte.«
Damona sah ihn an. »Wie ist die Bestellung bei Ihnen eingegangen – schriftlich?«
»Nein, telefonisch.«
»Das kann schlecht sein«, sagte Damona. »Ich habe nämlich überhaupt nicht bei Ihnen angerufen.«
»Ein Herr hat angerufen. Ein Mister…« Der junge Mann zuckte mit den Schultern. »Sorry, der Name ist mir entfallen. Aber ist das so wichtig? Sie haben den Mirror doch bekommen, oder?«
»Ja, habe ich« bestätigte Damona.
»Na, dann ist doch alles in Ordnung. Warum fragen Sie denn dann noch, wer…«
»Kümmere dich nicht um Dinge, die dich nichts angehen, Bud«, sagte Mrs. McTippett scharf »Streng lieber deinen Kopf an und versuche, dich an den Namen des Bestellers zu erinnern.« Sie wandte sich an Damona. »Entschuldigen Sie, Miss King, aber der Junge ist noch nicht lange bei uns. Er muß noch viel lernen. Vor allem, daß man Kunden

gegenüber höflich sein muß.«
Mike versuchte es unterdessen auf seine Weise. »Wenn es Ihnen einfällt, lasse ich Ihnen eine Schwarze Messe lesen«, sagte er zu dem jungen Mann.
Bud strengte sein Gedächtnis wirklich an. Seine Stirn legte sich in grüblerische Falten und seine blauen Augen wurden zu kleinen Schlitzen.
»Warten Sie, ich glaube, ich hab's« meinte er nach einer Weile.
»Der Mann, der angerufen hat, hieß… Hunter. Ja, ich erinnere mich jetzt ganz genau – er nannte sich Mike Hunter.«
Dem guten Mike fiel die Kinnlade nach unten.

***

Edward Flynn fühlte sich nicht sonderlich wohl in seiner Haut. Ja, er fühlte sich sogar ausgesprochen elend.
Der Pakt mit dem Moordrohr, jenem unheimlichen Wesen aus einer schrecklichen Dimension, belastete ihn mehr, als er das jemals für möglich gehalten hätte.
Mary-Ann Murchison, Grace Pamble und Agnetha Svenson, drei junge Mädchen, von denen zwei seine Schülerinnen gewesen waren, hatte ein furchtbares Schicksal ereilt. Er trug die Schuld daran, denn er war es gewesen, der das Grauen gerufen hatte. Und noch war kein Ende des Schreckens abzusehen, wie niemand so gut wußte wie er. Noch hatten die Blutgötter das Ziel nicht erreicht, das sie erreichen wollten.
Immer wieder stellte er sich die Frage, welche Vorteile er eigentlich von dem Bündnis hatte, das er mit den Moordrohr eingegangen war. Die geheimnisvolle Wesenheit hatte ihm die Fähigkeit verliehen, seine Augen zu einer mörderischen Waffe werden zu lassen.
Aber was brachte ihm das? Wenig, sehr wenig, um nicht zu sagen gar nichts. Mit dieser Gabe konnte er vielleicht unter abergläubischen Wilden im afrikanischen Busch Karriere machen. Aber hier im zivilisierten Schottland?
Dumpf vor sich hinbrütend, saß Flynn in einem Sessel seines Livingrooms. Der Drink, den er in der Hand hielt, war schon warm geworden. Selbst der Alkohol vermochte nicht mehr, seine Stimmung ein bißchen anzuheben.
Das Läuten der Türglocke ließ ihn aus seinen Grübeleien hochfahren. Er stellte das Glas zur Seite, ging zur Haustür und öffnete.
Zwei Männer standen vor ihm. Constable Moräne von der hiesigen Polizei und ein noch jüngerer, energisch blickender Blonder.
Flynn kannte diesen zweiten Mann noch nicht persönlich, aber er wußte, um wen es sich handelte: um einen Inspektor namens Sladek, der extra aus London gekommen war, um die geheimnisvolle

Verbrechensserie aufzuklären, die Blairgowrie beunruhigte.
Unwillkürlich bekam der Lehrer einen Schreck, als er die beiden Polizisten so vor sich stehen sah. Warum kamen sie zu ihm? Hatten sie etwa irgendwie Verdacht geschöpft? Ahnten sie, daß er indirekt – und auch direkt – die Verantwortung für die Ungeheuerlichkeiten der letzten Tage trug?
Flynn spürte, daß er einen ganz trockenen Hals hatte. Es kostete ihn einige Anstrengung, ein halbwegs unbefangenes ›Good Evening‹ hervorzupressen.
»Nervös, Mr. Flynn?« fragte der dickliche Constable und zwinkerte mit den Augen. »Na, ja, kann ich verstehen. Wer ist in diesen Tagen nicht nervös?«
»Da haben Sie recht, ja.« erwiderte Flynn.
Immerhin hatte ihn der Beamte nicht im scharfen Verhörton angesprochen. Wesentlich erleichtert war Flynn jedoch trotzdem nicht.
Polizisten, die sich besonders freundlich und scheinbar verständnisvoll gaben, hatten oft eine Trumpfkarte in der Hinterhand.
»Dürfen wir reinkommen, Mr. Flynn?«
»Aber natürlich!«
Der Lehrer führte die beiden Besucher in den Livingroom und bot ihnen Plätze an.
»Was kann ich für sie tun, meine Herren?«
»Nur ein paar Fragen im Zuge allgemeiner Nachforschungen«, sagte Moräne. »Darf ich Sie zunächst mit meinem Kollegen bekannt machen? Inspektor Thomas Sladek aus London.«
»Freut mich«, nickte Edward Flynn. Die Nervosität hielt ihn noch immer in ihren Klauen. Hoffentlich merkten die beiden Beamten nicht, wie es in ihm aussah.
Der Inspektor übernahm jetzt den Part des Fragenden. »Sie hatten vor ein paar Tagen Besuch, richtig? Das müßte am letzten Montag gewesen sein.«
»Montag?« Flynn schüttelte den Kopf. »Nicht daß ich wüßte.«
Fast wäre ihm das Herz stehengeblieben. Montag – das war der Tag, an dem der Moordrohr in seinem Sakralraum erschienen war.
Der Tag auch, an dem er Luther O'Malley den finsteren Mächten zum Opfer dargebracht hatte.
»Wirklich nicht?« setzte der Inspektor nach.
Äußerlich war Edward Flynn jetzt ganz gelassen. Er wunderte sich selbst ein bißchen darüber, daß es ihm so gut gelang, so ruhig zu erscheinen.
»Nein«, sagte er. »Ich lebe sehr zurückgezogen. Und wenn ich Besuch gehabt hätte… Ich würde mich ganz bestimmt erinnern.«
»Ach ja?« Sladek holte ein Zigarettenpäckchen hervor. »Ich darf doch

rauchen?«
»Selbstverständlich.«
Flynn stand auf, holte einen Aschenbecher und stellte ihn vor dem Polizisten auf den Tisch.
»Dann muß man uns falsch informiert haben«, sprach der Inspektor weiter. »Man hat uns nämlich gesagt, daß am Montag jemand bei Ihnen gewesen sei. Ein Tippelbruder!«
Also doch! schoß es Flynn durch den Kopf.
Irgend jemand der Nachbarn mußte gesehen haben, wie er mit O'Malley das Haus betreten hatte. Was sollte er jetzt tun – alles abstreiten? Nein, das wäre wohl ein Fehler. Er würde sich dadurch nur noch verdächtiger machen. Je nachdem wie glaubwürdig die Aussagen des unbekannten Beobachters in den Augen des Londoner Inspektors waren…
»Ach, das meinen Sie«, sagte er deshalb. »Ja, natürlich, der Mann war bei mir.«
»War es Ihnen entfallen?«
»Keineswegs. Ich hatte den alten Landstreicher nur nicht als Besucher betrachtet. Darunter verstehe ich einen guten Freund oder auch jemanden, der mir offiziell seine Aufwartung macht. Diesen alten Mann habe ich jedoch nur mit in mein Haus genommen, um ihm eine warme Mahlzeit zukommen zu lassen. Er tat mir leid, weil er vom Wirt des Drunkard's Inn kurz zuvor sehr unfreundlich und grob behandelt worden war.«
»Das ist uns bekannt«, nickte Sladek. Er zog an seiner Zigarette und streifte die Asche ab. »Nachdem Sie den Tippelbruder beköstigt hatten, haben Sie ihn wieder weggeschickt?«
»Natürlich. Schließlich unterhalte ich in meinem Haus kein Asyl für Heimatlose.«
»Natürlich nicht«, sagte der Inspektor und erhob sich. »Das war es schon, Mr. Flynn. Vielen Dank für Ihre Auskünfte.«
Auch Flynn stand auf. »Nur aus Interesse – warum haben Sie mich nach dem Landstreicher gefragt?«
»Der Mann scheint verschwunden zu sein – spurlos«, erwiderte Sladek bereitwillig. »Es ist also nicht auszuschließen, daß er ebenfalls ein Opfer dieses… Ungeheuers geworden ist.«
Sladek und Moräne verabschiedeten sich und gingen.
Ein Stein fiel Edward Flynn vom Herzen, als er die Haustür hinter ihnen schloß.
Alles sprach dafür, daß die Befragung seiner Person ein reiner Routinevorgang gewesen war. Ganz klar, daß die Bezirke jeder Spur nachgehen mußten. Dennoch fühlte er sich irgendwie beunruhigt.
Vielleicht war es ein Fehler gewesen, daß er in den letzten Tagen sein Haus kaum noch verlassen hatte. Auf diese Weise bekam er

manches nicht mit, was in Blairgowrie passierte. Und er war auch über die polizeilichen Maßnahmen nicht im Bilde. Das konnte fatale Folgen haben. Er mußte sein Wissen auf den aktuellen Stand bringen.

Wer wußte meistens über alles Bescheid? Johnny Coulson, der Reporter des Mirror. Er konnte den Kerl zwar auf den Tod nicht leiden, aber was half's? Es war bestimmt von Vorteil, wenn er mit Coulson einen trank und dabei ein paar Fragen stellte.

Kurz darauf verließ Edward Flynn sein Haus, um Johnny Coulson zu suchen.

Äußerst nachdenklich kehrten Damona King und Mike Hunter zum Drunkard's Inn zurück. Die Information, daß es Mike selbst gewesen sei sollte, der das bewußte Exemplar des BLAIRGOWRIE MIRROR Damona in die Hände gespielt hatte, mußte erst einmal verdaut werden.

»Und wenn du mich totschlägst«, sagte Mike, als sie die Main Street überquerten, »ich war es nicht!«

»Wirklich nicht?« erwiderte Damona zweifelnd. »Vielleicht weißt du es nur nicht mehr. Vielleicht hast du den Mirror angerufen, als du unter dem Einfluß des Bösen standest. Wäre das nicht eine Möglichkeit?«

»Nein«, erwiderte ihr Freund heftig. »Selbst wenn mich das Böse beherrscht, weiß ich verdammt genau, was ich tue. Ich bin nur nicht in der Lage, mich dagegen aufzulehnen. Und ich kann mich auch danach ganz genau erinnern, was geschehen ist. Mein Attentat auf dich mit dem Feuerhaken… Ich hab die wahnwitzigen Szenen ganz plastisch vor mir.«

Er ärgerte sich, daß Damona an seinen Worten zweifelte. Früher hatte sie das nie getan. Früher, als er noch ein normaler Mensch gewesen war, als der Keim des Bösen noch nicht in ihm wucherte. Unwillkürlich wurden wieder Überlegungen in ihm wach, die darauf hinausliefen, daß er sich von Damona trennen mußte.

Damona ahnte seine Gedanken, ohne von ihren Hexenkünsten Gebrauch zu machen. Das Gespür einer liebenden Frau war manchmal genausoviel wert.

»Sei nicht beleidigt«, sagte sie beruhigend. »Ich versuche ja nur, eine Erklärung zu finden. Und wenn du es tatsächlich nicht selbst warst…«

»… dann muß es jemand gewesen sein, der uns beide gut kennt« vervollständigte Mike. »Jemand, der höchstwahrscheinlich über deine Hexenkünste im Bilde ist und dich herlocken wollte. Nur wer dieser Jemand ist… Da er sich mit meinem Namen getarnt hat, beabsichtigt er offenbar nicht, sich zu erkennen zu geben.«

»Davon müssen wir wohl ausgehen«, gab ihm Damona recht.

»Und warum mag mich der große Unbekannte nach Blairgowrie gelockt haben?«

»Vermutlich damit du das Moorungeheuer zur Strecke bringst. Könnte es sonst noch einen Grund geben?«

Damonas Antwort war ein Achselzucken.

»In jedem Fall sollten wir uns nun intensiv darum kümmern, Näheres über dieses Ungeheuer in Erfahrung zu bringen«, sagte sie.

»Hoffentlich ist dieser Johnny Coulson jetzt auch tatsächlich in dieser Kneipe.«

Mit ›dieser Kneipe‹ meinte sie ein Lokal, das sich BIG TEN nannte.

Mike hatte seinen ganzen männlichen Charme gebraucht, um Mrs. McTippett die Information zu entlocken, daß der Chefreporter des Mirror dort den größten Teil seiner Zeit verbrachte, und zwar vor allem die Abendstunden.

Im Drunkard's Inn machten sich Damona und Mike ein bißchen frisch, verleibten sich einen überraschend gut schmeckenden Hammelbraten mit viel Knoblauch ein und brachen dann zum Big Ten auf.

Johnny Coulsons Stammpinte lag in einer Seitenstraße und war gar nicht so einfach zu finden. Zweimal mußten die beiden unterwegs einen Einheimischen fragen, bis sie auf dem richtigen Weg waren.

Der Name des Etablissements erklärte sich von selbst. Ein überdimensionaler Bowlingkegel war an der Fassade angebracht. Eine Gruppe von jungen Leuten umlagerte den Eingang.

»Auch das noch – eine Bowlinghalle«, stöhnte Damona.

Sie mochte das Spiel mit den zehn Kegeln und der großen Kugel gar nicht. Ganz im Gegensatz zu Mike, der früher ziemlich oft und mit großem Erfolg diesen Feierabendsport ausgeübt hatte. Als Generalbevollmächtigter des King-Konzerns kam er allerdings praktisch gar nicht mehr dazu.

Ein völlig verräucherter und auch nicht sehr sauberer Gastraum erwartete die beiden. Junge Leute auch hier – als Gäste und auch als Bedienungspersonal. Damona fragte sich, was ein Mann wie der Reporter hier suchte. Schließlich war er, wie Mrs. McTippett gesagt hatte, nicht mehr der jüngste.

Sie blickte sich im Raum um, konnte aber niemanden entdecken, auf den die Beschreibung Johnny Coulsons paßte. Na ja, vielleicht war er auf der Bowling-Bahn.

Mike fragte eine der beiden Serviererinnen nach dem Reporter.

Coulson war tatsächlich auf der Bahn. Das Girl wies auf eine abwärts führende Treppe.

Unten war einiges los. Es gab zwei Bahnen, die beide voll belegt waren. Die eine wurde von der Jugend Blairgowries benutzt, während sich am Kopfende der anderen Vertreter älterer Jahrgänge aufhielten. Einer der sechs, sieben Männer war fraglos Johnny Coulson – ziemlich klein von Gestalt, hager, mit spitzem Gesicht, das von einer

überlangen Nase geprägt wurde. Altersmäßig ließ er sich nur sehr schwer einschätzen. Vermutlich war er so Ende dreißig.

Coulson führte das große Wort in der Gruppe. Keine Frage, daß er sich als Mittelpunkt führte.

Ein hochgewachsener Mann mittleren Alters mit einem Gesicht, das entfernt an einen Totenkopf erinnerte, hatte gerade die Kugel geworfen und dabei eine Fehlleistung erbracht. Schon zwei Yards hinter dem Aufsetzpunkt verließ die Kugel die Bahn und donnerte unkontrolliert durch die Gegend.

Dieser Fehlwurf veranlaßte Johnny Coulson zu lautem, schadenfrohen Gelächter.

»Das war wohl nichts, Herr Lehrer!« tönte er. »Wenn Sie mit demselben Ungeschick Ihre Kinder unterrichten, dann kann man ja wohl nur noch gute Nacht sagen!«

Der so Gescholtene bedachte den Reporter mit einem beinahe haßerfüllten Blick und wollte sich wieder hinsetzen.

Wieder lachte der Reporter. »Langsam, langsam, Mr. Flynn, Sie haben es noch nicht hinter sich. Ihnen steht noch ein zweiter Wurf zu. Darauf wollen Sie doch nicht etwa verzichten?«

Geradezu widerwillig langte der Mann mit dem Totenkopfgesicht abermals nach einer Kugel. Schon an der Art und Weise, wie er sie hochnahm, konnte der erfahrene Spieler Mike erkennen, daß seine Spielpraxis äußerst gering sein mußte. So hielt man vielleicht einen Apfel, in den man gleich hineinbeißen wollte, aber keine Bowlingkugel.

Entsprechend warf der Mann dann auch. Wieder gelang es ihm nicht, auf der Bahn zu bleiben. Die Kegel hatten bei seinen Würfen einen ruhigen Abend.

Zur großen Belustigung Johnny Coulsons, der sich vor Lachen ausschüttelte.

»Nichts los mit Ihnen, Mr. Flynn«, sagte er so laut, daß man es wahrscheinlich auch oben in der Gaststube hörte. Die Leute jedenfalls, die sich unten befanden, starrten Mr. Flynn ausnahmslos mit jenem gewissen Grinsen an, das so ungemein verletzend sein kann.

Auch das junge Volk auf der Nebenbahn.

Flynn war feuerrot im Gesicht geworden. Verständlich, denn wer vertrug es schon, im Mittelpunkt allgemeinen Gespötts zu stehen?

Noch dazu, wenn man bedachte, daß unter den jungen Leuten vielleicht einige waren, denen der Lehrer irgendwann das kleine Einmaleins beigebracht hatte.

Als Fremden war die Situation Damona und Mike ausgesprochen peinlich. Flynn tat ihnen leid. Und den Mann, wegen dem sie gekommen waren, Johnny Coulson nämlich, fanden sie höchst unsympathisch. Dennoch, irgendwie mußten sie mit dem Reporter ins

Gespräch kommen.

»Jetzt zeige ich Ihnen mal, wie man richtig Bowling spielt, Flynn«, erklärte Coulson großspurig.

Er trat nach vorne, schnappte sich eine Kugel und baute sich vor der Bahn auf wie ein Weltmeister. Dann machte er einen kleinen Anlauf und ließ die Kugel laufen.

Es war ein guter Wurf. Neun Kegel fielen um. Nur der Linksaußen blieb stehen.

»Well?« Der Reporter strahlte wie ein Honigkuchenpferd. »Gehen Sie bei mir in die Schule, Herr Lehrer dann wissen Sie, wie man es richtig macht.«

Die Vorstellung, daß ein Lehrer ausgerechnet bei ihm in die Schule ging, ergötzte ihn offenbar. Mit einem meckernden Lachen brachte er seinen zweiten Wurf über die Bühne.

Und wieder hatte er gut getroffen. Der noch übriggebliebene Kegel kippte um. Mit sattem Triumph notierte Coulson sein gutes Ergebnis auf der schwarzen Anzeigetafel.

Der Mann namens Flynn verfolgte den Auftritt des Reporters mit essigsaurem Gesicht. Er sagte kein einziges Wort. Aber der Ausdruck in seinen Augen sprach Bände. Wenn er dazu in der Lage gewesen wäre, hätte er Coulson wahrscheinlich auf der Stelle ins Jenseits befördert.

Der Reporter hatte inzwischen wieder Platz genommen und einem der anderen Männer die Arbeit mit der Kugel überlassen. Mike nutzte die Gelegenheit und trat von hinten an ihn heran.

»Mr. Coulson?«

Coulson wandte sich um. »Ja?«

»Könnten wir ein paar Minuten mit Ihnen sprechen?«

Mike machte eine Armbewegung, um anzuzeigen, daß Damona zu ihm gehörte.

Erst jetzt wurden die Bowlingspieler auf ihn und Damona aufmerksam. Besonders auf Damona. Bei den jungen Leuten nebenan wurden ein paar anerkennende Pfiffe laut. Und auch Coulson und seine Mitspieler betrachteten die Herrin des King-Konzerns wohlgefällig. Das war nicht weiter verwunderlich, denn mit ihrer traumhaften Figur, dem wallenden rabenschwarzen Haar und den leicht slawischen Gesichtszügen, die so ungemein reizvoll wirkten, erregte Damona überall Aufsehen, wo sie sich blicken ließ. »Sie sind Reporter und wollen ein paar Informationen von mir, die Ihnen eigene Recherchen ersparen?« erkundigte sich Coulson mit einem selbstgefälligen Lächeln.

»Ja«, nickte Mike. »Natürlich würden wir uns Ihre Auskünfte etwas kosten lassen.«

Johnny Coulson grinste. »Dazu sind Ihre Herren Kollegen auch

gewillt.« Er zeigte auf zwei, drei der Männer, die mit ihm Bowling spielten, und fuhr dann fort: »Schon komisch, daß sich alle um den alten Johnny reißen! Sollte es daran liegen, daß die Polizei den Mantel des Schweigens über die Hintergründe des Geschehens gelegt hat?«

Mike und Damona wußten noch gar nicht, daß die amtliche Untersuchungsbehörde einen Informationsstopp verhängt hatte. Aber das war eigentlich naheliegend gewesen. Wenn die Polizei bei ihren Ermittlungen im dunkeln tappte, gab sie das nicht gerne zu. Und das traf auf den vorliegenden Fall mit Sicherheit zu.

Ein Grund mehr, mit Johnny Coulson ins Geschäft zu kommen!

»Von welchem Verein sind Sie?« wollte der einheimische Reporter wissen.

Es lag Mike schon auf der Zunge, den Namen einer großen Zeitung zu sagen. Im letzten Moment überlegte er es sich anders. Wenn er Pech hatte, befand sich unter den Anwesenden ausgerechnet ein Mitarbeiter des Blattes, für das Damona und er angeblich tätig waren. Oder aber Coulson hatte schon mit dem betreffenden Mann gesprochen. Diesen Gedankengängen folgend ging er mit seinen Ansprüchen um einiges nach unten.

»Occult World«, gab er zur Antwort.

»Occult World?« wiederholte Coulson und fuhr sich dabei über die lange Nase. »Nie gehört!«

Das konnte er auch gar nicht, denn Mike hatte das Blättchen gerade erst erfunden.

»Wir beschäftigen uns mit übersinnlichen Phänomenen«, flunkerte er. »PSI, Bermuda-Dreieck, Fluch der Pharaonen – alles, was es in dieser Richtung gibt.«

Johnny Coulson nickte. »Schätze, daß Sie dann in Blairgowrie genau richtig sind, Mr…«

»Hunter«, antwortete Mike. »Und das ist Miß King.«

»Hallo«, sagte Damona und bedachte den kleinen Reporter mit ihrem schönsten Lächeln.

Jetzt schaltete sich einer der anderen Bowlingspieler ein, ein hochgewachsener, sehr seriös wirkender Mann mit Silberfäden im schütteren Haar.

»Elmar Cavendish vom Observer«, sagte er und deutete eine kleine Verbeugung an. »Entschuldigen Sie, aber sind Sie nicht Mike Hunter und Damona King vom Londoner King-Konzern?«

Mike antwortete nicht sofort. Und auch Damona sagte nichts. Den beiden lag sehr wenig daran, daß ihr Inkognito gelüftet wurde.

»Natürlich sind Sie es«, sprach der Journalist vom Observer weiter. »Ich habe sie wiederholt bei offiziellen Anlässen in der City gesehen!«

»Na, wenn Sie es sagen…«, antwortete Mike lahm.

Er ärgerte sich über sich selbst. Hätte er Damona und sich doch als Bill und Ella Smith vorgestellt. Dann wäre der Journalist vielleicht nicht auf den Trichter gekommen.

Ziemlich befremdet blickten Coulson, Cavendish und die übrigen Männer Mike und Damona an. Der King-Konzern war natürlich jedem von ihnen ein Begriff. Und es mußte sie selbstverständlich seltsam berühren, daß sich die leitenden Persönlichkeiten der Weltfirma als Vertreter eines obskuren Spinnerblattes ausgaben.

Cavendish setzte nach. Vielleicht witterte er eine neue Story für seine Zeitung. Konzernbosse in geheimer Mission oder etwas ähnliches.

»Wenn ich höflich fragen darf, warum Sie…«

»Ganz einfach«, sagte Mike schnell. »Die Occult World ist eine Neugründung des King-Konzerns. Und da Miß King und ich privat ein bißchen an außergewöhnlichen Geschehnissen interessiert sind… Sie verstehen, was ich meine?«

»Natürlich«, murmelte Cavendish.

Wenn ihm Mikes Erklärung auch reichlich spanisch vorkam, so mußte er sie doch akzeptieren. Und das galt auch für die anderen Bowlingspieler.

Die Männer wandten sich wieder Kugeln und Kegeln zu. Nur Flynn, der Lehrer, starrte Mike und Damona immer noch mit schwer definierbarem Gesichtsausdruck an.

Na ja, dachte Mike, der kleine Spießbürger hat wahrscheinlich noch nie hochgestellte Persönlichkeiten aus allernächster Nähe gesehen. Blairgowrie lag so ziemlich am Rande der Welt.

Johnny Coulson witterte auf einmal ein Geschäft. Er erhob sich von seinem Sitz und trat dicht an Damona und Mike heran.

»Ich hätte Ihnen da einen Vorschlag zu machen«, sagte er so leise, daß es keiner der anderen hören konnte.

»Nur zu«, meinte Mike.

»Ihre Occult World gibt es noch nicht lange?«

»Nein. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, wir arbeiten noch an der Nullnummer.«

»Dann ist die Redaktion sicher noch nicht voll besetzt. Oder irre ich mich da?«

»Sie haben durchaus recht«, sagte Mike. »Es gibt noch ein paar Vakanzen. Dachten Sie daran, in die Dienste von Occult World zu treten, Mr. Coulson?«

Der Reporter lächelte schief. »In der Tat, genau das wollte ich Ihnen vorschlagen. Um ganz ehrlich zu sein, die Arbeit beim Blairgowrie Mirror füllt mich nicht aus und…«

»Darüber ließe sich reden. Wie wäre es denn mit einem kleinen Probeartikel? Einen Titel wüßte ich schon: Das Ungeheuer von Blairgowrie!«

Eifrig nickte Coulson. »Wann hätten Sie den Bericht denn gerne, Mr. Hunter?«

Mike blickte auf seine Armbanduhr. »Sagen wir in zwei Stunden?«

»Das schaffe ich leicht.«

»Gut. Sie finden uns im Drunkard's Inn.« Mike lächelte. »Vorher aber noch etwas anderes.«

»Ja?«

»Lassen Sie mich mal zwei Kugeln werfen?«

»Aber natürlich!«

Im Handumdrehen hatte der kleine Reporter die Bahn für Mike freigemacht.

»Bitte sehr, Mr. Hunter!«

Mike trat nach vorne und nahm sich eine Kugel. Er steckte drei Finger in die Grifflöcher, konzentrierte sich und warf. Die Kugel lief wie an der Schnur gezogen nach unten und kam genau in die Gasse.

Alle zehn!

Mike griff nach der zweiten Kugel.

Und wieder schaffte er es. Alle Kegel stürzten um, als sei eine Bombe in ihrer Mitte explodiert. Alle Anwesenden waren beeindruckt. Auch Johnny Coulson.

Mike grinste ihn an. »Wenn Sie ein paar Nachhilfestunden wollen – ich stehe ihnen gerne zur Verfügung.«

Daß der kleine Reporter nach diesen Worten rote Flecken im Gesicht bekam, war ihm ein innerer Vorbeimarsch.

***

Mit einem lachenden und einem weinenden Auge verließ Johnny Coulson die BIG TEN.

Einerseits war es bedauerlich, daß er gehen mußte. Er hatte mit den Reportern, die scharf auf seine Informationen waren, um Geld gespielt. Und er hatte beste Aussichten gehabt, sie ganz schön auszunehmen. Gegen einen Profi wie ihn bekamen die Brüder kein Bein auf die Erde. Andererseits mußte er natürlich ein bißchen weiterdenken. Der King-Konzern hatte einen großen Namen. Und es war allgemein bekannt, daß dort Spitzengehälter bezahlt wurden. Und wenn man dann die Chefin und ihren Generalbevollmächtigten persönlich kannte…

Coulson beeilte sich, nach Hause zu kommen. Zwei Stunden Zeit, das war nicht die Welt.

Seine Wohnung lag in einem Zwei-Familien-Haus ganz in der Nähe der Redaktion. Als er vor der Haustür stand, waren alle Fenster dunkel. Lortons, die im ersten Stock wohnten, hatten aus Furcht vor dem Ungeheuer Blairgowrie vorübergehend verlassen und bei Verwandten in Edinburgh Zuflucht gesucht. Und Kate, seine Frau,

hockte wahrscheinlich zitternd im Dunkeln, um das Monstrum nicht auf sich aufmerksam zu machen.

Das war natürlich kompletter Unfug. Erstens hatte das Scheusal bisher immer nur zu mitternächtlicher Stunde zugeschlagen. Und zum zweiten war die Schreckensgestalt wählerisch. Sie holte sich ausschließlich Frauen, die jung und knusprig waren. Kate brauchte also gar keine Befürchtung zu hegen, sie am allerwenigsten von allen weiblichen Wesen in der Stadt.

Coulson wollte die Tür aufschließen, mußte jedoch feststellen, daß dies nicht möglich war. Ein Schlüssel steckte von innen. Coulson zweifelte nicht daran, daß ihn Kate mindestens zweimal rumgedreht hatte.

Wütend klopfte er gegen das Holz. Aber erst nach dem dritten Klopfen rührte sich etwas im Inneren des Hauses.

»Wer… ist da?« erklang Kates Stimme, dünn, bebend und voller Angst.

»Das Moorungeheuer natürlich, wer sonst?« erwiderte Coulson grob. »Hoffentlich machst du bald auf!«

Tappende Schritte wurden hinter der Tür hörbar. Kate kam. Aber sie machte noch immer kein Licht.

»Johnny?«

»Ja doch, verflucht!«

Der Schlüssel drehte sich im Schloß und seine Frau öffnete die Tür.

Ziemlich langsam und umständlich, so als ob sie dem Braten immer noch nicht recht traute.

»Schnell, komm rein!«

Coulson ließ sich absichtlich Zeit. Kate ging ihm auf die Nerven, jeden Tag mehr. Ein paarmal hatte er sich schon gewünscht, daß das Ungeheuer sie wirklich holen würde. Aber da bestanden wohl kaum Hoffnungen.

Er tastete nach dem Schalter und knipste das Flurlicht an, zum großen Entsetzen seiner Frau.

»Um Gottes willen, Johnny! Wenn die Bestie sieht, daß bei uns jemand zu Hause ist…«

Hastig drückte sie die Tür ins Schloß und wollte den Schlüssel wieder herumdrehen. Aber dazu ließ es Coulson nicht kommen. Er brachte mit einer blitzschnellen Handbewegung den Schlüssel in seinen Besitz und steckte ihn mit einem kurzen Auflachen in die Tasche.

»Heute nacht bleibt die Tür auf«, sagte er boshaft. »Damit du endlich mal lernst, deine Angst zu überwinden.«

Kate schwankte. Sie mußte sich an der Wand festhalten, um nicht vor Schrecken umzufallen.

»Johny, du kannst doch nicht…«

»Doch, ich kann! Und jetzt kein Wort mehr. Mach mir etwas zu

essen. Ich muß noch arbeiten und habe Hunger.«
Ohne seine Frau weiter zu beachten, ging er in sein Arbeitszimmer.
Bevor er sich an den Schreibtisch setzte, griff er zunächst nach der Whiskyflasche und goß sich einen Doppelten ein. Man konnte besser arbeiten, wenn die kleinen grauen Zellen richtig geölt wurden.
Dann spannte er ein leeres Blatt in die Schreibmaschine und fing mit dem Artikel für Occult World an.
Die Arbeit ging ihm recht zügig von der Hand. Er schrieb alles nieder, was er von den Ereignissen der letzten Tage wußte. Und er ging auch auf Details ein – Namen, Schauplätze, Ermittlungsergebnisse.
Ihm war völlig klar, daß dies wahrscheinlich nicht alles gedruckt wurde. Ihm ging es jedoch vor allem darum, dieser Miß King und ihrem Bevollmächtigten zu demonstrieren, was für ein gut informierter, findiger Bursche er war.
Er war so voll in seine Arbeit vertieft, daß er das Knurren seines Magens zunächst gar nicht bemerkte. Erst nach einer ganzen Weile wurde er sich bewußt, daß ihm seine Frau noch immer nichts zu essen gebracht hatte. Und dabei hatte er sie doch in aller Höflichkeit darum gebeten.
»Kate!« brüllte er.
Es kam keine Antwort.
Abermals rief er, so laut er nur konnte. Aber es kam nichts dabei heraus. Seine Frau meldete sich nicht.
Ob das Ungeheuer sie geholt hatte? Coulson mußte grinsen, als ihm dieser Gedanke durch den Kopf ging. Natürlich war die Idee völlig blödsinnig. Er konnte sich schon denken, wo Kate geblieben war. Vermutlich hatte sie aus Angst vor der unverschlossenen Tür die Wohnung verlassen, um bei einer ihrer Teetanten unterzukriechen. In dieser Beziehung hatte ihr Annie Lorton ja ein leuchtendes Beispiel gegeben.
Na, meinetwegen, dachte Coulson. Sollte sie doch hingehen, Wo der Pfeffer wächst. Er brauchte sie nicht, kam auch ohne sie sehr gut zurecht. Er würde sich nachher ein Hammelkotelett in die Pfanne hauen, und damit würde dieses Problem gelöst sein. Zunächst wollte er seinen Artikel fertig schreiben.
Er nahm noch ein kleine geistige Stärkung zu sich und beugte sich anschließend über die Schreibmaschine.
Etwas später hörte er vor der Tür seines Arbeitszimmers Schrittgeräusche.
Aha, Kate war also zurückgekommen.
Fast ärgerte er sich darüber. Es wäre ihm ganz recht gewesen, sie mal eine Weile nicht um sich zu haben. Aber sie sollte sich wundern.
Wenn sie meinte, daß er die Sache mit dem vergessenen Essen

einfach so hinnehmen würde, dann irrte sie sich gewaltig. Er würde sie einfach ignorieren. Und falls sie es wagen sollte, ihn wieder mit ihren Ängsten zu belästigen…

Die Tür wurde geöffnet.

Coulson tat so, als ob er es gar nicht bemerkt hätte. Er klapperte weiter auf seiner Schreibmaschine herum, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzudrehen.

Dann ließen ihn die Schrittgeräusche in seinem Rücken auf einmal stutzen.

Das waren nicht die Schritte Kates. Sie hörten sich härter, schwerer an.

Für kurze Augenblicke griff eine eiskalte Hand nach Johnny Coulsons Herz.

Das… Ungeheuer?

Sofort schalt er sich einen Narren. Fing er jetzt auch schon an, durchzudrehen? Das alberne Gehabe seiner Frau hatte offenbar seine Wirkung auf ihn doch nicht ganz verfehlt.

Ruckartig drehte er sich um.

Und sah einen Mann hinter sich stehen. Einen Mann, den er heute nicht zum erstenmal sah. Das beklemmende Gefühl in seiner Magengrube wich unverhohlenem Ärger. Und dieser Ärger galt nicht zuletzt seiner eigenen Person.

»Flynn, wie kommen Sie hier herein?«

Der Lehrer verzog keine Miene, blickt ihn aus seinen tiefliegenden Augen eigenartig an.

»Die Tür war offen«, antwortete er schließlich.

»Na und?« entrüstete sich Coulson. »Ist das vielleicht ein Freibrief, einfach in das Haus fremder Leute einzudringen? Was wollen Sie hier?«

»Ich bin gekommen, um Sie zu töten«, sagte Edward Flynn wie nebenbei.

»Was?«

Johnny Coulson schoß von seinem Schreibtischstuhl hoch. Aber der erste Schreck legte sich fast sofort wieder. Das war ja lächerlich!

Der Lehrer mußte verrückt geworden sein. Oder er hatte ein paar zu viel getrunken.

Er ließ sich wieder auf den Stuhl zurücksinken und lachte. Er hatte keinerlei Angst vor Edward Flynn. Zwar war er kleiner als der Lehrer, aber er hatte nicht den geringsten Zweifel daran, daß er in einem Handgemenge immer Sieger bleiben würde. Die Jahre, die Flynn mehr auf dem Buckel hatte, ließen sich nicht wegleugnen.

»Umbringen wollen Sie mich?«

»Ja!«

Langsam fing die Sache an, Johnny Coulson Spaß zu machen. Er

schlang die Arme um die Stuhllehne.

»Darf ich fragen, warum Sie mich abmurksen wollen, Flynn? Ist Ihnen meine Nase zu lang?«

Flynn verzog noch immer keine Miene. Er blieb ernst, so todernst, daß jetzt doch wieder ein paar Alarmglocken im Inneren Coulsons zu läuten begannen.

»Sie haben mich lächerlich gemacht, Coulson«, sagte der Lehrer.

»Sie haben mich in aller Öffentlichkeit bis auf die Knochen blamiert. Vor einigen Tagen noch hätte ich Ihre Gemeinheiten hinnehmen müssen. Aber heute muß ich das nicht mehr!«

»Heute nicht mehr?« echote Johnny Coulson. »Wie kommt es denn? Haben Sie vielleicht an einem Kursus für ostasiatische Kampfarten teilgenommen?«

Er lachte, aber in seinen eigenen Ohren hörte sich das Lachen plötzlich verkrampft und unecht an.

Edward Flynn ging auf seine Frage nicht ein.

»Fahren Sie zum Teufel, Coulson!« zischte er. Sein bisher unbewegtes Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse abgrundtiefen Hasses.

Jetzt erkannte Johnny Coulson zweifelsfrei, daß es seinem Besucher absolut ernst war. Und die Sicherheit, mit der Flynn sprach, hatte etwas Erschreckendes an sich.

Wieder sprang er von seinem Stuhl hoch.

Zu weiteren Aktionen kam er nicht.

Ein unheimliches, dämonisches Leuchten trat in die tiefliegenden Augen Edward Flynns.

Gellend schrie Coulson auf.

***

Zum erstenmal seit Tagen fühlte sich Edward Flynn wieder ganz ausgezeichnet.

Diesem Idioten von einem lausigen Reporter hatte er es gezeigt!

Johnny Coulson würde nie wieder Gelegenheit haben, sich über ihn lustig zu machen. Und alle anderen, die sich ihm mißliebig machten, sollten auf der Hut sein. Die Gabe, die er dem Moordrohr dankte, verlieh ihm eine Macht, der niemand etwas Wirksames entgegensetzte. Coulson könnte einiges darüber erzählen. Wenn er dazu noch in der Lage wäre…

Befürchtungen, daß man ihn für das Schicksal des Reporters verantwortlich machen würde, hatte Flynn eigentlich nicht. Er hatte sich ganz heimlich an Coulsons Haus herangemacht. Und selbst wenn jemandem aufgefallen war, daß er die Wohnung betreten hatte, dann machte das gar nichts. Ganz entgegen seiner sonstigen Gewohnheit hatte er einen Hut getragen, tief ins Gesicht gezogen, so daß man ihn praktisch nicht erkennen konnte. Und es war ihm auch gelungen, das

Haus des Reporters wieder zu verlassen, ohne irgend jemandem in der Nähe des Tatortes zu begegnen.

Jetzt trug er den Hut unter dem Regenmantel und ging ganz offen die Main Street entlang, in Richtung seines eigenen Hauses. Nicht viel später war er da. Befriedigt öffnete er die Tür und verschwand im Inneren.

So, jetzt sollte mal jemand kommen und sagen, daß er Johnny Coulson nochmals gesehen hatte, nachdem der Reporter von der Bowlingbahn gegangen war.

Am besten wäre es wohl gewesen, wenn er sich jetzt ins Bett gelegt hätte. Aber er fühlte sich nicht müde genug. Dazu war sein Innenleben doch noch zu aufgewühlt. Zum Lesen fehlte ihm die Lust. Deshalb setzte er sich im Livingroom vor den Fernseher und schaltete das 1. Programm der BBC ein.

Es gab die wahrscheinlich fünfzigste Wiederholung eines Films mit Christopher Lee, Dracula oder so was. Flynn verzog den Mund, als er daran dachte, daß der gar schreckliche Horror im Film keinen Vergleich mit der Wirklichkeit aushielt, die viel, viel grauenhafter sein konnte. Aber okay, vielleicht war Dracula genau das Richtige, um sich etwas abzulenken.

Christopher Lee schlich gerade um sein Filmschloß. Düstere Farben beherrschten den TV-Schirm, Farben, die immer dunkler wurden und schließlich zu einem form- und konturenlosen schwarzen Allerlei wurden. Der Ton erstarb.

Edward Flynn runzelte die Stirn. Was war denn mit dem verdammten Kasten los?

Er dachte zuerst an einen Bildausfall, obwohl er eine Störung wie diese bisher noch nie erlebt hatte. Dann aber begriff er, daß hier etwas Anormales vor sich ging.

Im Mittelpunkt der schwarzen Fläche erschien auf einmal ein heller Punkt. Der Punkt wuchs zusehends, wurde größer und größer.

Gleichzeitig gewann er an Lichtintensität. Die Grelle blendete Flynn, stach ihm beinahe schmerzlich in die Augen.

Hastig griff der Lehrer nach dem Kästchen der Fernsehbedienung und drückte auf den Abstellknopf. Der grelle Punkt, der inzwischen die Größe einer Tasse erreicht hatte, blieb. Leicht zitternd tanzte er im Zentrum der Mattscheibe, erinnernd an die Sonnenscheibe, wenn man sie durch eine hitzeflirrende Luftschicht betrachtete.

Und der geheimnisvolle Lichtpunkt wuchs weiter an.

Edward Flynn wollte die Augen abwenden, aber Irgend etwas zwang ihn förmlich, weiterhin auf den Bildschirm zu starren, obgleich sich sein Verstand dagegen wehrte.

Der Lichtpunkt füllte jetzt fast die ganze Mattscheibe aus und zerfaserte an den Rändern. Die Grelle verlor sich etwas, als dunkelrote

Flecken, vom Zentrum ausgehend, an mehreren Stellen auftraten.
Edward Flynn wurde an eine glänzende Gallertmasse erinnert, in der sich widerwärtige Maden tummelten.
Und auf einmal ahnte er, was er da sah: einen Moordrohr, der sich mit seinem Lichtschild in die irdische Existenzebene drängte.
Wenige Augenblicke später war jeder Zweifel ausgeschlossen. Er hatte dasselbe Bild vor sich wie am vergangenen Montag in seinem Sakralraum.
Und schon erklang die Stimme des Blutgotts, die von allen Seiten gleichzeitig auf ihn einzudringen schien.
»Höre mich an, Wurm!«
Edward Flynn war sich keinerlei Schuld bewußt, denn er hatte alles getan, was ihm der Moordrohr am Montag aufgetragen hatte.
Dennoch spürte er eine kreatürliche Furcht in sich aufsteigen, deren er sich nicht erwehren konnte.
Er rutschte aus seinem Sessel und fiel auf die Knie wie ein ungeratener Sohn vor dem gestrengen Vater.
»Ja, Herr, ich höre dich!«
»Hast du alle Aufträge, die ich dir erteilte, ausgeführt?«
»Ja, Herr! Der Tunnel…«
»Uns ist bekannt, daß der Tunnel errichtet wurde. Die von dir gesprochenen magischen Formeln haben die Grenzen zwischen den Welten überwunden. Ich will von dir wissen, ob du die Weiße Hexe Damona King veranlassen konntest, in deine Stadt zu kommen.«
Und wieder konnte Edward Flynn dem Blutgott eine positive Antwort geben.
»Ja, Herr«, sagte er eifrig, »die Frau ist heute mit ihrem Begleiter eingetroffen.«
»Sehr gut«, ließ sich der Moordrohr vernehmen. »Mir scheint, daß du ein treuer und zuverlässiger Vasall bist. Zu gegebener Zeit werden wir dich für deine Dienste belohnen.«
»Das würde mich sehr freuen. Wenn ich vielleicht den Wunsch äußern dürfte…«
»Ich sagte: zu gegebener Zeit!« fuhr der Unheimliche dazwischen.
»Zunächst habe ich einen neuen Auftrag für dich…«
Edward Flynn lauschte den Worten seines finsteren Herrn und Meisters.

***

Mike Hunter trank den Rest seines dritten Whiskys aus und stellte das Glas wieder auf den Tisch.
»Hm«, machte er und blickte zu der großen Uhr hinüber, die hinter dem Tresen des Drunkard's Inn an der Wand hing, »zehn Uhr durch. Unser Freund scheint nicht der pünktlichste zu sein. Er ist schon fast

eine Stunde überfällig.«

Damona war darüber ebensowenig glücklich wie Mike. Sie wollte endlich etwas unternehmen. Sie fing an zu bedauern, daß sie und Mike nicht den Versuch unternommen hatten, andere Informationsquellen zu erschließen. Sich nur auf den Reporter zu stützen, war keine sonderlich gute Idee gewesen.

»Gehen wir ihn suchen«, sagte sie. »Und wenn nichts dabei herauskommt…«

»… erhält Johnny Coulson den Job bei der Occult World ganz bestimmt nicht!« fuhr Mike fort. »Okay, machen wir uns auf die Beine.«

Die beiden erhoben sich von den Stühlen des Ecktischs, an dem sie gesessen hatten.

»Ob sich Coulson in seiner Redaktion aufhält?« fragte Damona.

»Glaube ich nicht. In den Räumen des Blairgowrie Mirror kann man schlecht einen Artikel für die Konkurrenz schreiben. Vermutlich ist er in seiner Wohnung.«

Die Adresse des Reporters festzustellen, war nicht sonderlich schwierig. Der feiste Wirt, der ansonsten so sprachfaul war wie ein Felsbrocken, gab sie ihnen.

Ein paar Minuten später standen Damona und Mike vor dem Haus, in dem Johnny Coulson wohnte. Es lag in einer Nebenstraße der Main Street, die still und ruhig war. Nicht daß auf der Main Street viel mehr los gewesen wäre. Blairgowrie schien abends sehr schnell in den Schlaf zu sinken. Ob das immer so war oder sich die Bewohner der Stadt aus Furcht vor dem Ungeheuer so zeitig zurückzogen, entzog sich Mikes und Damonas Kenntnis.

Immerhin schien Coulson noch nicht ins Bett gekrochen zu sein.

Ein Fenster der Erdgeschoßräume, die zu seiner Wohnung gehörten, war erleuchtet.

Mike suchte einen Klingelknopf, fand jedoch keinen. Dafür gab es einen Türklopfer, den er sogleich energisch betätigte.

Nichts tat sich.

»Ob der Bursche schwerhörig ist?«

Erneut machte sich Mike bemerkbar, ohne daß im Haus eine Reaktion erfolgte. Bei dieser Gelegenheit stellte er fest, daß die Haustür nicht geschlossen, sondern nur angelehnt war.

Er machte Damona darauf aufmerksam und sagte: »Vielleicht hat er die Tür für uns aufgelassen. Was meinst du?«

Es war nicht Damonas Art, unaufgefordert fremder Leute Wohnungen zu betreten. In der gegenwärtigen Situation jedoch…

»Ich bin ganz deiner Meinung, mein Lieber«, ging sie auf ihren Freund ein.

Mit so gestärktem Rücken zögerte Mike nicht länger. Er drückte die

Tür auf und trat in den dahinterliegenden Flur.
Nichts rührte sich im Haus. Es war so still wie auf einem Friedhof.
»Hallo«, rief Mike, »Mr. Coulson!«
Der Reporter gab keine Antwort. Wie es aussah, war er nicht zu Hause. Und auch sonst gab es keinerlei Anzeichen dafür, daß sonst irgend jemand anwesend war. Nur der Lichtschein, der unter einer Türritze hervordrang, ließ einen anderen Gedanken aufkommen.
»Wenn wir noch weiter vordringen, erfüllen wir den Tatbestand des Hausfriedensbruchs«, stellte Mike mit einem leichten Auflachen fest. Er gab sich keine Mühe, leise zu sprechen, da sowieso niemand zuzuhören schien.
»Warte mal«, sagte Damona.
Sie stand ganz still. Mike hörte, wie sie die Luft durch die Nase einzog.
»Ist was?« erkundigte er sich.
»Riechst du nichts?« fragte Damona zurück.
Mike schnüffelte wie ein Hund. Zuerst fiel ihm nichts auf. Dann jedoch…
»Ich mag mich ja irren«, meinte er. »Aber mir ist so, als würde ich einen ganz leichten Schwefelgeruch wahrnehmen.«
»Ich glaube nicht, daß du dich irrst. Es liegt tatsächlich Schwefelgeruch in der Luft.«
»Hol's der Geier«, murmelte Mike.
Wie Damona wußte er recht gut, in welcher Begleitung Schwefel auftrat. Schwefel war sozusagen ein ›Markenzeichen‹ der finsteren Mächte. Und wenn jetzt Spuren davon wahrgenommen werden konnten…
»Schätze, das ist einen kleinen Hausfriedensbruch wert«, sagte Mike mit leicht belegter Stimme.
»Ja«, gab ihm Damona recht.
Gemeinsam gingen sie auf die Tür zu, durch die der Lichtschein in den Flur fiel. Es mochte Einbildung sein, aber sie hatten beiden den Eindruck, daß der Schwefelgeruch intensiver wurde, je näher sie der bewußten Tür kamen.
Dann standen sie unmittelbar davor.
Mike legte das Ohr gegen die Holzfüllung und lauschte angestrengt. Nichts regte sich im Inneren des Zimmers. Die einzigen Laute, die er wahrnehmen konnte, kamen vom Ticken einer Uhr.
Sekundenlang blieb er abwartend stehen, ohne daß sich an der Ausgangssituation etwas änderte. Dann legte er entschlossen die rechte Hand auf die Klinke und stieß die Tür ruckartig auf. Geduckt wie zwei Fallschirmspringer, die mitten in einer feindlichen Kompanie gelandet waren, sprangen Damona und Mike in den Raum.
Sofort erkannten sie, daß niemand anwesend war. Kein Mensch, aber

auch kein Wesen aus der jenseitigen Dimension. Es drohte also keine Gefahr: Sie konnten sich wieder entspannen.

Bei dem Raum handelte es sich zweifellos um ein Arbeitszimmer.

Sie sahen eine Wand, die mit Bücherregalen vollgestellt war. In einem weiteren Regal lagerten Zeitungen über Zeitungen. Die Gesamtausgabe des Blairgowrie Mirror höchstwahrscheinlich. Ansonsten hatte das Zimmer nur noch einen Schreibtisch nebst Stuhl zu bieten. Auf dem Tisch stand eine Schreibmaschine, in der noch ein Blatt eingespannt war. Mehrere andere Blätter lagen neben einem noch halb gefüllten Whiskyglas.

Alles wirkte ganz normal und alltäglich. Nur daß der Schwefelgeruch jetzt ganz intensiv war. Und das war ganz bestimmt keine Einbildung.

Mike und Damona tauschten einen stummen Blick. Dann trat Mike weiter in das Zimmer hinein und ging zu dem Schreibtisch hinüber.

Auf halbem Wege blieb er stehen, als habe ihn ein Blitzschlag getroffen.

»Damona!«

Seine Freundin war sofort an seiner Seite.

Mike konnte nicht verhindern, daß sein Zeigefinger ein bißchen zitterte, als er auf den Teppich unmittelbar vor dem Schreibtisch deutete. Die bewußte Stelle war von der Tür aus nicht zu sehen gewesen, weil das freie Blickfeld durch den davorstehenden Stuhl verdeckt wurde.

Auch Damona fuhr der Schock in die Glieder. Und das wollte bei ihr etwas heißen, denn als Kämpfer in gegen die finsteren Mächte hatte sie schon viele schreckliche Dinge in ihrem einundzwanzigjährigen Leben gesehen.

Das Bild, das sich ihr und Mike darbot, war flüchtig betrachtet in keiner Weise schrecklich. Auf dem Teppich lag nichts anderes als ein Aschenhaufen. Was den Fund dennoch in die Sphäre des Grauens rückte, war die Tatsache, daß der Aschenberg die Konturen eines Menschen erkennen ließ. Eines Menschen, der zu Boden gestürzt und dort allem Anschein nach bei lebendigem Leibe verbrannt war.

»Dämonenfeuer!« flüsterte Damona. »Der Teppich, der Schreibtisch, der Stuhl – alles ist vollkommen unversehrt. Nur das Opfer selbst wurde von den unheiligen Flammen vernichtet.«

Mike räusperte sich. »Ob es sich um Johnny Coulson handelt?«

»Das würde ich vermuten«, gab Damona zurück. »Die Konturen lassen auf keinen besonders großen Menschen schließen.«

Mike wollte es genau wissen. Eine gewisse Scheu überwindend, ging er neben dem makabren Aschenberg in die Knie und beugte sich ganz dicht darüber.

»Ja«, sagte er kurz darauf und richtete sich wieder auf. »es ist Coulson.«

»Woher weiß du es?«

»Seine Armbanduhr! Es handelt sich um Erzeugnis der Firma Excalibur. Ich habe sie vorhin auf der Bowlingbahn an Coulson Arm gesehen.«

Ein paar Augenblicke lang sagte keiner der beiden ein Wort. Mike war es dann, der das Schweigen brach.

»Warum mag er getötet worden sein?«

Damona machte eine vage Handbewegung. »Vielleicht wußte er zuviel. Vielleicht wollten die Mächte der Finsternis verhindern, daß er sein Wissen weitergibt. Der Bericht, den er für uns zu Papier bringen sollte…«

Vorsichtig ging sie um den Aschenhaufen herum, um seine Lage nicht durch Luftbewegungen zu verändern. Von der anderen Seite trat sie an den Schreibtisch heran und beugte sich über das in der Schreibmaschine eingespannte Blatt. Schnell ließ sie ihren Blick über die Zeilen huschen.

»Es ist unser Artikel!«

Sie griff nach den bereits beschriebenen Blättern und machte sich in aller Eile mit dem Inhalt vertraut.

»Und?« fragte Mike wißbegierig.

Damona legte die Blätter auf die Tischplatte zurück.

»Eine Zusammenfassung von allem, was in den letzten Tagen in Blairgowrie geschehen ist. Die Namen der Opfer und der Personen, die das Moorungeheuer mit eigenen Augen gesehen haben wollen, eine Bezeichnung der Örtlichkeiten, an denen die Bestie aufgetaucht ist, der Augenzeugenbericht eines Schäfers, der einen Tag vor dem ersten Erscheinen des Ungeheuers rätselhafte Beobachtungen in einem Sumpfgebiet gemacht hat… Aber nichts, was die Hintergründe aufhellen oder den Mächten der Finsternis die Maske vom Gesicht reißen könnte. Warum sie sich also veranlaßt sahen, Johnny Coulson umzubringen, weiß ich nicht. Er hat nichts geschrieben, was nicht andere Personen auch wissen.«

Mike nickte. »Wenn es dem Mörder darum gegangen wäre, Coulson wegen seines Wissens umzubringen, dann hätte er vermutlich auch das Manuskript eingeäschert. So jedoch…«

Er unterbrach sich, und sein Gesicht nahm einen nachdenklichen Ausdruck an.

»Mir fällt eigentlich nur ein Grund ein, aus dem man Coulson getötet haben könnte«, meinte er nach einer Pause.

»Und zwar?«

»Als Warnung!«

»Warnung an wen und vor was?«

»Eine Warnung an alle, sich nicht mit Dingen zu beschäftigen, die sie nichts angehen«, spekulierte Mike. »Eine Warnung vielleicht auch, die

speziell an uns gerichtet ist. Schließlich hatten wir bereits mit dem Reporter Kontakt aufgenommen.«

Damonas Gesicht verhärtete sich. »Wenn das mit der Tat bezweckt werden sollte, dann ist Johnny Coulson umsonst gestorben. Ich denke jedenfalls gar nicht daran mich abschrecken zu lassen. Keine Macht der diesseitigen und der jenseitigen Menschen wird mich daran hindern, Licht in das Dunkel zu bringen!«

Diesen entschlossenen Worten hatte Mike nichts hinzuzufügen. Er war mit Damona vollkommen einer Meinung.

***

Damona und Mike hatten es für angebracht gehalten, die Polizei zu benachrichtigen. Und schon wenige Minuten nach ihrem Anruf, den sie der Einfachheit halber gleich von Coulsons Wohnung aus vorgenommen hatten, waren die Beamten zur Stelle.

Sie kamen zu dritt – zwei örtliche Polizisten namens Morane und Nash sowie ein Inspektor aus London, der sich als Sladek vorstellte.

Sladek war es offenbar, der die gesamten Ermittlungen in Blairgowrie leitete.

Natürlich wurden Damona und Mike mit zahlreichen Fragen bombardiert.

Sie hatten jedoch wenig Mühe, diese zufriedenstellend zu beantworten. Sie blieben einfach bei der Wahrheit und berichteten von dem Arrangement, das sie auf der Bowlingbahn mit dem Reporter getroffen hatten. Alles weitere klang dann logisch und durchaus glaubhaft. Inspektor Sladek sah keinen Anlaß, sie in irgendeiner Weise für den rätselhaften Tod Coulsons verantwortlich zu machen.

Schon nach wenigen Minuten durften sie gehen.

An sich wären sie gerne noch ein bißchen geblieben, um zu erfahren, zu welchen Schlüssen die Polizisten kamen. Aber davon wollte der blondhaarige Inspektor nichts wissen. Mit der Begründung, daß sie die Ermittlungsarbeit nur erschweren würden, wies er ihnen energisch die Tür.

Als sie auf die Straße traten, war es so ruhig wie bei ihrem Eintreffen. Erstaunlich, denn Sladek und die beiden anderen Beamten waren nicht eben unauffällig zum Tatort geeilt. Aber auch die Tatsache, daß der Polizeiwagen mit eingeschaltetem Alarmlicht vor Johnny Coulsons Haus stand, konnte die Nachbarn nicht nach draußen locken.

»Wenn ich mir vorstelle, was sonst bei derartigen Anlässen ein Andrang von Neugierigen herrscht…«, meinte Mike und schüttelte den Kopf.

»Die Menschen haben Angst vor dem Ungeheuer«, erwiderte Damona, die sich an entsprechende Passagen aus Johnny Coulsons

Bericht erinnerte. »Die Stunde, in der die Bestie bisher immer aufgetaucht ist, rückt langsam näher. Und da sich natürlich niemand darauf verläßt, daß das Ungeheuer seinen… hm … Zeitplan einhält, gehen alle auf Nummer Sicher.«

Immerhin begegneten ihnen dann doch noch einige Männer, die sich in Richtung Tatort bewegten. Dabei handelte es sich wahrscheinlich um auswärtige Reporter, die die Dinge natürlich mit ganz anderen Augen sahen.

Als Damona und Mike wieder in Drunkard's Inn ankamen, war die Gaststube menschenleer. Nur der feiste Wirt hielt sich noch in seinem Laden auf. Und auch ihm sah man deutlich an, daß er nur mit äußerstem Unbehagen die Stellung hielt.

»Da war ein Anruf für Sie«, ließ er seine beiden Gäste mit mürrischem Gesichtsausdruck wissen.

Diese Nachricht verwunderte Mike und Damona. Niemand wußte, daß sie sich in Blairgowrie aufhielten. Sie hatten nicht einmal Henry, dem Butler von King's Castle, Bescheid gesagt. Und außer Coulson, der ja inzwischen nicht mehr lebte, kannten sie in der Stadt keinen Menschen.

»Wer hat angerufen?« erkundigten sie sich beinahe wie aus einem Munde.

»Weiß ich nicht«, erwiderte der Wirt in seiner gewohnten, kurz angebundenen Art. »Er hat gesagt, daß er es in…«, er warf einen Blick auf die Uhr über dem Tresen, »… zehn Minuten noch einmal probieren will. Sie sollen warten!«

»Es war also ein Mann, der uns zu sprechen wünscht«, folgerte Mike aus seinen Worten.

»Sage ich doch«, knurrte der Wirt.

Er gab zu erkennen, daß das Gespräch für ihn beendet war, indem er demonstrativ damit anfing, saubere Gläser zu spülen. Aber Damona wollte trotzdem noch etwas wissen.

»Wen wollte der Mann denn sprechen?« erkundigte sie sich. »Mr. Hunter oder mich?«

»Sie«, beantwortete der Feiste diese Frage.

In dem Zimmer, das Damona und Mike bewohnten, gab es keinen Telefonanschluß. Deshalb mußten sie unten im Gastraum auf den zweiten Anruf des Unbekannten warten. Sehr zum Leidwesen des Wirts, der anderenfalls den Laden wohl dichtmachen würde. So jedoch mußte er auch noch das für einen Gastronomen schier unzumutbare Ansinnen über sich ergehen lassen, seinen Gästen einen Drink zu servieren.

Damona und Mike setzten sich an ihren gewohnten Ecktisch und warteten.

Fast auf die Sekunde pünktlich schlug das Telefon an. Der Wirt langte

nach dem Hörer und nahm ab.

»Für Sie«, rief er dann zum Ecktisch hinüber.

Damona war bereits aufgestanden und eilte zum Tresen hinüber.

Der Wirt knallte den Hörer vor ihr auf die Platte.

»Machen Sie’s kurz«, verlangte er ungemein gastfreundlich. »Ich schließe gleich.«

Damona nahm den Hörer in die Hand, entfernte sich dann ein paar Schritte von dem Feisten und meldete sich.

»Miß Damona King aus Marnockfearn?« hörte sie eine Stimme, die irgendwie so klang, als würde jemand durch ein Taschentuch sprechen.

»Ja«, sagte Damona. »Und wer sind Sie?«

»Das tut nichts zu Sache, Miß King. Ich will nur vorausschicken, daß ich alles über Sie weiß.«

»Daß… Sie alles über mich wissen?«

»Mir ist bekannt, daß Sie eine Weiße Hexe sind und die Absicht haben, das Moorungeheuer unschädlich zu machen. Und genau dazu will ich Ihnen Gelegenheit geben!«

Damona schluckte. Es war dem unbekannten Anrufer gelungen, sie zu überraschen. Fieberhafte Spannung ergriff Besitz von ihr. Wer war dieser Mann, der über ihre Hexenkräfte Bescheid wußte? Es erschien ihr lebenswichtig, seine Identität in Erfahrung zu bringen. Ja, fast hielt sie das für noch wichtiger als alles, was der Mann ihr über das Moorungeheuer sagen wollte. Jemand, der ihr großes Geheimnis gelüftet hatte, durfte nicht im Verborgenen bleiben, sondern mußte enttarnt werden.

»Na schön«, sagte sie. »dann schießen Sie mal los!«

Sie tat so, als habe sie sich damit abgefunden, daß ihr der Anrufer nicht sagte, wer er war. Tatsächlich aber traf sie bereits ihre Vorbereitungen, um ihm auf die Spur zu kommen.

»Kennen Sie Bill Phelps Futterscheune?« fragte der Mann. »Nein, wahrscheinlich nicht. Aber sie werden in der Lage sein, sich zu erkundigen, nicht wahr?«

»Natürlich«, erwiderte Damona, »das dürfte kein Problem sein. Aber was ist los mit dieser Scheune?«

Während sie diese Frage stellte, tastete sie mit der linken Hand nach dem schwarzen Hexenstein, den sie wie stets an einer Kette auf der Brust trug. Dieser Stein war ein Erbstück ihrer toten Mutter Vanessa, ein magisches Utensil, das sie schon oft zur Verstärkung ihrer Hexenkräfte benutzt hatte.

»Wenn Sie in dieser Nacht um halb eins an der Scheune sind, dann werden Sie dort auf das Moorungeheuer stoßen«, teilte ihr der unbekannte Anrufer mit.

Damona registrierte diese Information mehr oder weniger im

Unterbewußtsein. Ihr bewußter Geist konzentrierte sich mit aller Macht auf die Hexenkräfte, die in ihrem Körper schlummerten und erst geweckt werden mußten, bevor sie sich ihrer bedienen konnte.

»Haben Sie mich verstanden, Miß King?« ertönte die ungeduldige Stimme des Anrufers.

Damona schaffte es, zwei Dinge gleichzeitig zu tun. Während sie weiterhin um innere Sammlung bemüht war, setzte sie den Dialog mit ihrem unbekannten Gesprächspartner fort.

»Ich habe Sie verstanden, ja«, sagte sie. »Aber woher weiß ich, daß Sie mir keinen Bären aufbinden wollen?«

Sie zweifelte eigentlich nicht daran, daß der Fremde sehr wohl wußte, wovon er sprach, und sie keineswegs zum Narren halten wollte. Aber sie wollte den Mann noch etwas hinhalten. Er durfte die Telefonverbindung jetzt noch nicht unterbrechen.

Eine Art Hektik trat jetzt in seine Stimme. »Seien Sie doch vernünftig, Miß King. Warum sollte ich Ihnen etwas vorflunkern? Schließlich war ich es doch auch, auf dessen Veranlassung Sie überhaupt nur nach Blairgowrie gekommen sind.«

»Sie haben mir den Blairgowrie Mirror zugeschickt?« vermutete Damona.

»Ja, das war ich. Glauben Sie mir nun, daß das Ungeheuer bei Phelps' Scheune auf Sie wartet?«

Damona wich der direkten Frage aus, um noch etwas Zeit zu gewinnen. Deutlich spürte sie, wie unheimlich viel dem Anrufer daran gelegen war, daß sie zur betreffenden Zeit zu dieser Scheune ging.

Ihr kam es fast vor, als stehe der Mann unter einem Zwang, als hänge sein Leben davon ab, daß es ihm gelang, sie zu überzeugen.

»Wer sind Sie?« fragte sie erneut. »Und in wessen Auftrag handeln Sie?«

»Wie kommen Sie darauf, daß ich in irgendeinem Auftrag handele?«

»Ich weiß es ganz genau«, sagte Damona. »Oder haben Sie vergessen, daß ich eine Weiße Hexe bin? Also, mein Freund, nun geben Sie es schon zu!«

Sie sprach ganz leise. Unter gar keinen Umständen durfte der feiste Wirt etwas von dem Gespräch mitbekommen.

Inzwischen hatte sie es geschafft. Sie spürte, wie die Hexenkräfte in ihr erwachten. Und sie zögerte keine Sekunde, ihre Absichten zu verwirklichen.

Ihr Geist sonderte magische Strömungen ab, die voll von ihrem Bewußtsein durchdrungen waren. Diese Strömungen, unsichtbar und von normalen physikalischen Meßinstrumenten nicht festzustellen, drangen in den Telefonhörer ein. Gelenkt von Damonas Hexenkräften wanderten sie die Telefonleitung entlang. Die Geschwindigkeit war die gleiche, die ein elektrischer Impuls benötigte.

In Bruchteilen von Sekunden hatten ihre geistigen Strömungen das Zentralrelais des Telefonamtes erreicht, wo Sender- und Empfängerleitung miteinander verbunden waren. Schon jagte der abgesonderte Teil ihres Bewußtseins lichtschnell dem Telefonapparat entgegen, von dem aus der Anrufer mit ihr sprach.

Es war den Strömungen nicht möglich, optische oder akustische Wahrnehmungen zu machen und an Damona weiterzuleiten. Aber die Strömungen konnten etwas anderes. Sie konnten die Impulse der Zifferngruppe registrieren, die die Telefonnummer des Unbekannten bildete.

Drei… drei … zwei … neun …

Das genügte Damona. Wenn der Mann nicht gerade von einer Telefonzelle aus sprach, dann hatte sie ihn. Sie konnte es sich jetzt erlauben, die Kontrolle über den abgespalteten Teil ihres Bewußtseins aufzugeben.

»Sind Sie überhaupt noch da, Miß King?« vernahm sie jetzt wieder die Stimme ihres Gesprächspartners. »Sie sagen ja gar nichts mehr.«

»Ich bin noch da«, erwiderte Damona. »Und wenn ich mich recht entsinne, dann hatte ich Sie etwas gefragt – in wessen Auftrag Sie handeln!«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Sie sollten mir nur glauben, daß ich es ehrlich mit Ihnen meine. Wenn Sie das Moorungeheuer zur Strecke bringen wollen, dann seien Sie um halb eins bei Phelp's Scheune. Werden Sie kommen?«

Damona sah wenig Sinn drin, das Gespräch noch weiter fortzusetzen. Der Anrufer würde ihr auf ihre Fragen doch keine befriedigende Antwort geben. Zumindest nicht per Telefon. Wenn sie ihm jedoch persönlich gegenüberstand…

»Ja«, sagte sie. »ich werde kommen. Zufrieden?«

»Sie werden auch zufrieden sein, Miß King«, gab der Unbekannte zurück. Dann unterbrach er ohne ein weiteres Wort die Verbindung.

Damona warf einen schnellen Blick auf den Wirt. Aber der interessierte sich augenscheinlich nicht für ihr Telefonieren. Neugierde schien nicht zu seinen Untugenden zu gehören. Aber ein Mensch konnte ja auch nicht nur unangenehme Eigenschaften haben.

Kurz entschlossen tippte sie auf die Gabel und betätigte anschließend die Wählscheibe.

Drei… drei … zwei … neun …

Das Freizeichen tönte ihr entgegen. Ein paar Augenblick später wurde am anderen Ende der Leitung der Hörer abgenommen. Der Teilnehmer meldete sich.

»Flynn?«

Dieselbe Stimme, nur etwas weniger dumpf!

Triumphierend lächelnd legte Damona den Hörer auf die Gabel

zurück.

***

»Der Herr Lehrer also«, sagte Mike mit gerunzelter Stirn. »Wer hätte das gedacht? Erst läßt er sich von einem windigen Reporter zur Sau machen und dann entpuppt er sich als allwissender Drahtzieher im Hintergrund. Wie reimt sich das zusammen?«

Damona, die ihren Freund kurz zuvor über alles in Kenntnis gesetzt hatte, zuckte die Achseln.

»Ich weiß es noch nicht«, erwiderte sie. »Aber ich hoffe, daß das in kürzester Zeit anders aussieht. Komm, statten wir Mr. Flynn einen Besuch ab.«

Daran, daß der Lehrer der richtige Mann war, gab es nicht den geringsten Zweifel. Es gab zwar mehrere Flynns in Blairgowrie, aber das örtliche Telefonbuch hatte gleich auch noch seine Wohnadresse offenbart.

Flynns Haus lag fast am Ende der Stadt. Damona und Mike entschlossen sich deshalb, mit dem Wagen hinzufahren. Es hatte inzwischen angefangen zu nieseln. Außerdem zogen leichte Nebelschwaden durch die Straßen. Kein Wetter zum Spazierengehen. Außerdem drängte die Zeit, denn Damona beabsichtigte tatsächlich, ihren Termin mit dem Moorungeheuer wahrzunehmen. Zunächst jedoch hatte Edward Flynn den Vorrang.

Blairgowrie wirkte wie eine Geisterstadt. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Und nur in vereinzelten Häusern zeigte sich Lichtschein. Mike kam sich fast wie ein Friedhofsschänder vor, als er den Porsche durch die stillen Straßen steuerte.

Es dauerte nicht lange, bis das Haus des Lehrers in Sicht kam. Es war ein Fachwerkbau, der auch schon mal bessere Zeiten gesehen hatte. Edward Flynn schien es finanziell nicht sonderlich gutzugehen. Sonst hätte er sich vermutlich eine standesgemäßere Wohnung geleistet.

Mike hielt nicht unmittelbar vor dem Haus, sondern bog noch um die Ecke der nächsten kleinen Nebenstraße. Schließlich wollte er die Pferde nicht scheu machen. Zu Fuße kehrten er und Damona zum Domizil des Lehrers zurück. Dabei drückten sie sich so eng an den Häuserwänden entlang, daß Flynn sie eigentlich auch dann nicht kommen sehen konnte, wenn er unmittelbar hinter dem Fenster stand. An ihrem Ziel angekommen, schlüpften sie in den Hauseingang. Auch hier befanden sie sich somit im toten Winkel.

Klopfer schienen doch nicht allgemein ortsüblich zu sein. Flynns Haus verfügte jedenfalls über eine Klingel.

Damona begrub den Knopf unter dem Daumen und ließ kräftig durchläuten.

Ziemlich schnell regte sich etwas. Schrittgeräusche klangen auf, dann

eine Stimme.

»Ja, bitte?«

Wenn Mike und Damona ihren richtigen Namen genannt hätten, wäre Flynn vielleicht auf den Gedanken gekommen, gar nicht erst aufzumachen. Deshalb betätigte sich Mike als talentierter Stimmenimitator vom Dienst.

»Inspektor Sladek«, sagte er. »Ich hätte Sie gerne kurz gesprochen, Mr. Flynn.«

Polizei war immer gut. Die wenigsten Leute wagten es, vor der Staatsgewalt die Tür geschlossen zu halten.

Edward Flynn bildete in dieser Beziehung keine Ausnahme. Er öffnete umgehend.

Und torkelte sichtlich erschrocken einen Schritt zurück, als er erkannte, daß man ihn hereingelegt hatte.

»Guten Abend, Mr. Flynn«, grüßte Mike. »Dürfen wir?« Er machte Anstalten, kurz und schmerzlos einzutreten.

Überraschend schnell faßte sich der Lehrer wieder. Er stellte sich breitbeinig in die Tür und verwehrte Mike den Zutritt.

»Was erlauben Sie sich?« blaffte er. »Wieso geben Sie sich als Polizist aus?«

»Weil Sie uns sonst vielleicht hier draußen im Regen stehengelassen hätten«, lächelte Mike. »Oder hätten Sie uns mit einer freundlichen Geste hereingebeten?«

»Warum sollte ich auch?« entgegnete Edward Flynn. »Ich kenne Sie ja gar nicht.«

»Immerhin sind wir ja Sportsfreunde, die schon zusammen Bowling gespielt haben, nicht wahr?«

Flynn tat so, als würde er seine Besucher erst jetzt richtig erkennen.

»Ach so«, sagte er. »Sie sind das. Was wünschen Sie?«

»Mit Ihnen reden!«

»Tut mir leid, ich bin heute abend anderweitig beschäftigt«, wehrte der Lehrer dieses Ansinnen ab. »Wenn Sie morgen wiederkommen würden, dann…«

Damona hatte keine Lust, das alberne Spielchen noch länger mitzumachen. Sie hatte sich bis jetzt ein bißchen im Hintergrund gehalten, trat aber jetzt nach vorne.

»Sie kennen mich, Mr. Flynn?«

»Ich habe Sie flüchtig auf der Bowlingbahn gesehen, aber ansonsten wüßte ich nicht…«

»Sie vergessen unser Telefonat, seit dem nicht einmal eine halbe Stunde vergangen ist.« Damona blickte den Mann scharf an. »Wahrscheinlich tragen Sie sich jetzt mit der Absicht, unser Gespräch einfach abzustreiten. Aber ich warne Sie, Mr. Flynn! Sie wissen, wer ich bin: eine Weiße Hexe! Und wenn Sie unbedingt wollen, daß ich

meine Hexenkünste an Ihnen erprobe… Muß ich noch lange weiterreden, Mr. Flynn?«

Selbst im matten Schein der Flurlampe war deutlich zu erkennen, wie der Lehrer erbleichte. Stocksteif stand er da, sagte sekundenlang kein Wort. Ein nervöses Zucken huschte über sein Gesicht, das einiges von seiner Gemütsverfassung verriet.

»Nun, Mr. Flynn«, drängte Damona energisch. »Lassen Sie uns herein, oder soll ich wirklich…«

Edward Flynn gab sich einen Ruck. »Kommen Sie«, sagte er mit einer Stimme, die plötzlich ganz heiser klang.

»Na also, warum nicht gleich so«, sagte Mike befriedigt.

Er ging an Flynn vorbei, der zur Seite getreten war, um ihm den Weg freizugeben.

Damona schloß sich ihm an. »Den Flur ganz durch«, sagte der Lehrer, während er die Haustür schloß. Damona und Mike marschierten weiter den ziemlich langen Korridor entlang. Und ganz plötzlich, von einem Sekundenbruchteil zum anderen, hatte Damona eine Intuition. Sie sah nicht, was in ihrem Rücken vorging, aber sie ahnte es mit dem untrüglichen Instinkt einer magisch talentierten Frau.

»Vorsicht, Mike!« schrie sie.

Gleichzeitig ließ sie sich zu Boden fallen und riß Mike dabei mit nach unten.

»Was, zum Henker…«

Die restlichen Worte erstarben Mike auf den Lippen, als ein grellroter Feuerstrahl dicht über ihre Köpfe hinweg durch den Flur raste.

Liegend wirbelte Damona herum und blickte auf Flynn.

Der Lehrer stand noch an der Tür, mit steinernem Gesichtsausdruck und vollkommen unbeweglich. Seine Augen waren starr auf Damona gerichtet. Damona sah, wie in seinen Pupillen ein heller Punkt aufleuchtete, der sich schnell vergrößerte und heller und heller wurde. Flynns Augen waren ein einziges unheimliches Leuchten.

Und wieder erkannte Damona die Gefahr gerade noch rechtzeitig.

Sie wälzte sich zur Seite, als zwei neuerliche Feuerstrahlen aus den Augen des Lehrers hervorbrachen und sie haarscharf verfehlten. Sie spürte den sengenden Flammenhauch im Gesicht.

Sie brauchte keine Sekunde mehr, um sich auf die mörderische Gefahr einzustellen. Ihr Leben war in Gefahr, und das aktivierte die in ihr schlummernden magischen Kräfte ganz von selbst. Sie brauchte keine zeitraubende Vorbereitung, brauchte sich nicht bewußt auf die Nutzbarmachung ihrer Talente zu konzentrieren.

Schon hatte sie ein magisches Schutzfeld um sich aufgebaut, hinter dem sie vollkommen sicher war. Es hätte schon außerordentlicher schwarzmagischer Gewalten bedurft, um diesen Schirm, der von den Kräften des Lichts gespeist wurde, zu durchdringen.

Der Schutzschirm war unsichtbar. Noch wußte Edward Flynn nichts von seiner Existenz. Abermals unternahm er den Versuch, Damona anzugreifen.

Mit rasender Geschwindigkeit jagten ihr die magischen Feuerstrahlen entgegen. Diesmal jedoch machte die weiße Hexe keinerlei Anstalten, auszuweichen. Voll traf der rotglühende Flammensturm auf den Schutzschild, der ihren Körper von allen Seiten lückenlos einhüllte.

Das wurde Edward Flynn zum Verhängnis.

Die Strahlen wurden von dem unsichtbaren Schirm reflektiert und auf den Lehrer zurückgeschleudert. Wie brennende Dolche bohrten sie sich in seinen Körper.

Flynn stieß einen gellenden Schrei aus, als er urplötzlich im Mittelpunkt eines Feuerinfernos stand. Er sah aus wie eine menschliche Fackel.

Der verzehrenden Glut des magischen Feuers hatte er nichts entgegenzusetzen. Er ging darin unter wie ein Stückchen Papier, das man in einen brennenden Kamin wirft. Fast schneller als das Auge der Beobachter sehen konnte, kam für ihn das Verderben. Von einem Herzschlag zum anderen brach sein entsetzlicher Schmerzensschrei ab. Er hörte auf, zu existieren. Das einzige, was noch von ihm übrigblieb, war ein Häufchen Asche. Die tödliche Waffe, mit der er Damona vernichten wollte, hatte sich gegen ihn selbst gewandt und ihn gerichtet.

Aufatmend ließ Damona ihren weißmagischen Schutzschirm zusammenbrechen.

Sie benötigte ihn nicht mehr.

***

»Es dürfte keine Frage sein, daß Edward Flynn ein Vasall schwarzmagischer Kräfte gewesen ist«, stellte Damona fest. »Dieser Raum hier, das unheilige Buch des Alchimisten Agricola, die geheimen Zeichen der Finsternis – dies alles spricht eine unmißverständliche Sprache.«

Mike nickte. Sofort nachdem sie den düsteren Kellerraum entdeckt hatten, war auch ihm alles klar gewesen. Und er hatte auch direkt erfaßt, wer Johnny Coulson auf dem Gewissen hatte. Natürlich war es Flynn gewesen, der den Reporter mit seinen mörderischen Augen in einen Berg Asche verwandelt hatte. Möglicherweise nicht einmal, um irgendwelche Ziele der Schwarzen Familie zu verwirklichen. Es sprach einiges dafür, daß er sich lediglich für die auf der Bowlingbahn erlittene Schmach rächen wollte.

»In wessen Diensten mag er gestanden haben?« sinnierte Mike.

»Asmodis?«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht«, erwiderte Damona

schulterzuckend. »Es gibt viele Vertreter der finsteren Mächte, die sich menschlicher Lakaien bedienen. Und es ist auch keineswegs gesagt, daß der Herr und Meister des Lehrers unbedingt einer der Schwarzblütigen sein muß.«

»Sondern?«

»Hast du vergessen, daß in jüngster Zeit ein… äh … Konkurrenzunternehmen der Schwarzen Familie auf den Schauplatz getreten ist?«

»Du meinst die…« Mike's Gesicht nahm einen angewiderten Ausdruck an.

Er stieß an eine innerliche Sperre, die ihn unwillkürlich daran hinderte, den Namen auszusprechen.

»Ich meine die Moordrohr, ja«, tat Damona es für ihn. »Sicher ist das natürlich nicht. Aber wir sollten diese Möglichkeit nicht ausschließen.«

Mike schüttelte sich, wechselte dann das Thema.

»Eins verstehe ich noch nicht so ganz«, meinte er. »Warum hat uns Edward Flynn nach Blairgowrie gelockt? Nur um diesen Feuerüberfall auf dich zu starten?«

»Das glaube ich nicht«, erwiderte Damona. »Dieser Feuerüberfall war wohl eher so etwas wie Notwehr. Flynn sah sich plötzlich entlarvt und griff mich wahrscheinlich ganz spontan an. Und warum er mir den Blairgowrie Mirror geschickt und vorhin mit mir dieses Telefonat geführt hat…«

»Ja?«

»Wir dürfen das Moorungeheuer nicht aus den Augen verlieren!«

»Das tue ich ja auch nicht«, sagte Mike beinahe heftig. »Und genau da kommen wir zu dem Punkt, den ich nicht verstehe. Flynn war ein Vertreter der Schwarzen Magie und diese Bestie ist es zweifellos auch. Man könnte also davon ausgehen, daß die beiden – direkt oder indirekt – unter einer Decke stecken.«

»Ganz recht«, nickte Damona.

»Und dennoch wollte der Lehrer dir Gelegenheit geben, das Ungeheuer zu vernichten!«

Damona lächelte. »Das hat Flynn gesagt. Ob er es allerdings auch so gemeint hat, ist eine ganz andere Frage. Ich schließe keineswegs aus, daß er mich lediglich in eine Falle locken wollte – auf Geheiß seines Herrn und Meisters, der ihm natürlich alles über mich gesagt hat. Daher wußte Flynn auch, daß ich eine Weiße Hexe bin, was ja bekanntlich im Reich der Finsternis kein Geheimnis ist.«

Mike begriff sehr schnell, auf was Damona hinaus wollte. »Dann wäre das Ungeheuer also lediglich ein Köder in der Falle, in die du hineintappen solltest.«

»So ungefähr«, stimmte ihm Damona zu. »Vielleicht diente die

Verschleppung der drei unglücklichen Mädchen nur dem Zweck, mich aufmerksam zu machen. Es ist in der jenseitigen Dimension ja hinlänglich bekannt, daß ich die Kreaturen der Finsternis bekämpfe, wo auch immer sie sich zeigen. Und wenn dem so ist, dann kann man nur sagen, daß der Plan der Schwarzblütigen – oder der Moordrohr – voll aufgegangen ist. Ich bin aufmerksam geworden. Und ich bin hier in Blairgowrie!«

Ihre Worte hatten eine zwingende Logik, der sich Mike nicht versagen konnte. Er machte ein unbehagliches Gesicht.

»Was willst du also jetzt tun?«

Damona zog ihre Armbanduhr zu Rate. Es war fast Mitternacht.

Diese Erkenntnis ließ sie leicht zusammenzucken.

»Verdammt noch mal«, sagte sie. »Ich habe gar nicht gemerkt, wie spät es schon geworden ist. Komm, Mike, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren!«

»Warum auf einmal diese hektische Eile?« wollte ihr Freund wissen.

»Hast du vergessen, daß wir ein Rendezvous bei Phelps' Scheune haben, mein Lieber?«

Mikes Augen weiteten sich. »Du willst da hin, obwohl du davon ausgehst, daß wahrscheinlich eine Falle auf dich wartet?«

»Aber sicher!« gab Damona zurück, ohne auch nur im geringsten zu zögern. »Fallen sind dazu da, daß man sie umgeht. Und ich traue mir durchaus zu, mit allen unliebsamen Überraschungen fertig zu werden, die man für mich vorbereitet hat. Wenn du natürlich nicht mitkommen willst…«

»Gehen wir«, sagte Mike.

Damona hatte nichts anderes erwartet.

***

So ungefähr wußte Damona, wo Phelps' Scheune lag. Johnny Coulson hatte in seinem Bericht eine Beschreibung des Futterlagers gegeben, da das Mädchen Mary-Ann Murchison und ihr Freund dort ganz in der Nähe auf das Moorungeheuer gestoßen waren.

Mit dem Porsche verließen Damona und Mike die Stadt.

Die Wetterverhältnisse waren nicht angenehm, aber auch nicht gerade katastrophal. Als Engländer hatten sich die beiden an den ständigen Regen längst gewöhnt. Und die ziehenden Nebelschwaden waren auch nicht so dicht, um die Sichtmöglichkeiten entscheidend einzuschränken.

Solange sie mit dem Porsche auf der nach Norden führenden Landstraße bleiben konnten, war alles bestens. Dann jedoch fingen die Schwierigkeiten an.

Mike hielt vor dem Feldweg, den sie nach Coulsons Beschreibung jetzt einschlagen mußten, an.

»Durch diese Schlammwüste sollen wir fahren?« sagte er mißvergnügt. »Wir hätten den Land-Rover mitbringen sollen!«

»Haben wir aber nicht«, trug Damona den Gegebenheiten Rechnung. »Und deshalb…«

Murrend bog Mike in den Feldweg ein. Das erste Teilstück spielte der Porsche noch mit. Aber schon sehr bald streikte er und blieb in einem von Karrenrädern geschaffenen Loch stecken.

»Das habe ich befürchtet«, sagte Mike und fluchte erbittert. »Endstation!«

»Dann gehen wir eben zu Fuß weiter. Allzu weit kann es ohnehin nicht mehr sein.«

Damona ließ den Worten umgehend die Tat folgen und stieg aus.

Mike folgte ihrem Beispiel und versank sofort bis über die Knöchel im Matsch. Sein Fluch hätte die Hölle beschämt.

Aber alles Fluchen half nichts. Sie mußten das Ziel, das sie sich gesetzt hatten, erreichen. Und dazu blieben ihnen nur noch ein paar Minuten Zeit.

Sie folgten dem Feldweg, bis dieser an einem großflächigen Weidestück endete.

Mike ließ die aus dem Porsche mitgenommene Stablampe aufblinken. Weit und breit war von einer Scheune nichts zu sehen.

»Und nun?«

»Coulson hat geschrieben, daß die beiden jungen Leute über eine Weide gelaufen sind. Ich glaube, wir sind hier gar nicht so falsch. Das Moor liegt in nördlicher Richtung, folglich…«

Damona und Mike schickten sich an, das Weidestück zu überqueren. Und nachdem Mike zum wiederholten Mal von der Stablampe Gebrauch gemacht hatte, tauchten unweit die Umrisse einer Konstruktion aus, bei der es sich durchaus um eine Scheune handeln konnte.

Es war eine Scheune. Wenig später standen die beiden vor den verwitterten Bretterwänden.

Alle ihre Sinne arbeiteten auf Hochtouren. Sie waren jederzeit darauf gefaßt, überfallen zu werden. Aber ihr Befürchtungen – oder Erwartungen – erfüllten sich nicht. Nachdem sie die Scheune mehrmals umrundet und auch das Innere überprüft hatten, kamen sie zu der Erkenntnis, daß ihnen niemand auflauerte.

»Dieser Flynn war pervers«, konstatierte Mike. »Er wollte lediglich erreichen, daß wir uns hier eine Lungenentzündung holen!«

So ganz stimmte das aber wohl doch nicht. Eine Viertelstunde später – die beiden hatten schon ernstlich mit dem Gedanken gespielt, wieder abzurücken hörten sie in unweiter Entfernung ein Geräusch.

Sofort riß Mike die Stablampe hoch.

Der Lichtkegel umfaßte eine alptraumhafte Gestalt, die haargenau

den Beschreibungen des Reporters entsprach.
Das Ungeheuer!
Eine Sekunde war es verschwunden, von einer Nebelbank verschluckt. Damona und Mike konnten es nur noch hören. Und es war keine Frage, daß sich der Unhold von ihnen entfernte.
»Das Biest haut ab!« stellte Mike verblüfft fest.
»Das lasse ich nicht zu«, stieß Damona entschlossen hervor. »Los, hinterher!«
Mike brauchte keine zweite Aufforderung. Er setzte sich bereits in Bewegung. Damona folgte ihm auf dem Fuße. So schnell die beiden konnten, hasteten sie hinter dem Fliehenden her.
Minuten vergingen…
Mehrmals schaffte es Mike, das Ungeheuer wieder mit dem Lichtstrahl einzufangen. Aber das war es auch schon. Sie kamen kein Yard näher heran.
»Ich habe fast das Gefühl, daß die Kreatur mit uns spielt«, argwöhnte Mike. »Wahrscheinlich hätte sie uns längst abgeschüttelt, wenn sie das wollte!«
Der Gedanke, daß sie in eine Falle laufen sollten, gewann immer mehr an Gewicht.
Damona ließ sich dadurch jedoch nicht aufhalten. Sie vertraute darauf, daß ihre Hexengabe erwachte, wenn sie benötigt wurde.
Der Untergrund wurde immer schwieriger. Der weiche Boden zog wie ein Arrangement von Saugnäpfen an den Füßen der beiden. Des Öfteren sanken sie bis zur Mitte der Schienbeine ein.
»Ich glaube, ich weiß langsam, was gespielt wird«, knurrte Mike.
»Das Biest lockt uns in den Sumpf. Bald kommen wir an eine Stelle, an der wir untergehen werden wie in einer bäuerlichen Klogrube!«
Seine Worte hatten durchaus ihre Berechtigung. Das Moorgelände war längst erreicht. Und die Gefahr, daß der Untergrund bodenlos wurde, bestand zweifellos.
Damona sah diese Gefahr, fürchtete sie jedoch nicht. In ihrem magischen Talentereservoir gab es auch die Gabe der Levitation. Wenn es erforderlich werden sollte, würde sie in der Lage sein, sich sozusagen am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen. Und Mike natürlich auch.
Weiter und weiter ging die Jagd. Sie sahen das Ungeheuer nicht mehr, aber sie hörten es.
Für Damona war inzwischen längst klar, daß die verfolgte Kreatur wirklich nur die Rolle eines Köders spielte. Aber sie war auch davon überzeugt, daß letzten Endes etwas Entscheidendes passieren würde. Daß es nur darum ging, sie im Moor einsacken zu lassen, hielt sie für ziemlich ausgeschlossen.
Als dann jedoch der entscheidende Moment kam, war sie nicht

darauf vorbereitet. Alles ging so schnell, daß sie gar nicht dazu kam, rechtzeitig zu reagieren.

Ganz plötzlich hatten Mike und Damona den Eindruck, geradewegs ins Nichts zu treten. Eine abgrundtiefe Schwärze tat sich rings um sie auf, eine Schwärze, die nichts mit der Dunkelheit der Nacht zu tun hatte.

Gleichzeitig war ihnen, als würden sie schrumpfen, als würden ihre Körper kleiner und immer kleiner.

Verzweifelt versuchte Damona, ihre magischen Talente zu mobilisieren. Aber das gelang ihr nicht. Nichts regte sich in ihr. Der Funke der Weißen Magie zündete nicht. Hilflos trieb sie wie Mike durch die scheinbar endlose Schwärze.

Und dann wurde es genauso unvermittelt strahlend hell.

Damona und Mike, die blind, taub- und gefühllos gewesen waren, hörten und sahen wieder, wurden sich ihrer Körper wieder bewußt.

Und was sie sahen und hörten, hatte nichts mehr mit der Moorlandschaft gemein, in der sie noch vor kurzem gewesen waren. Eine völlig fremdartige Szenerie nahm ihre Sinne gefangen.

Sie erkannten, was mit ihnen geschehen war: Eine unheimliche Kraft hatte sie in eine Mikrowelt verschlagen. Und auch wer hinter dieser unheimlichen Kraft steckte, wurde ihnen sehr schnell klar.

Die Moordrohr…

***ENDE***